Werdomar und Wladislav

aus der

Wüste Romantik.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Theil.

Königsberg.
Verlag der Universitäts-Buchhandlung.
1845.

Zweiter Theil.

XV.

Reisebilder.

In einem Flecken hielt vor dem Gasthof »zum weißen Schwan« eine mit zwei großen Füchsen bespannte Reisekalesche. Der Wagenlenker, ein grandioser betreßter Kerl, lehnte am Bock. Er hatte die Leine um seinen Arm geschlungen und pfiff ein Lied mit Fuhrmannshumor. Gaffend schwatzten müßige Leute an den Rädern, und hinterwärts saß auf dem Bediententritt ein Bauernjunge, vom Sonnenlicht vergoldet, Gesichter schneidend und vergnüglich mit den Beinen schaukelnd.

Die Herrschaft ließ warten. Sie war noch beim Morgenimbiß im Gastzimmer. Hier dufteten die delikatesten Frühstücksspeisen auf dem gedeckten Tisch, und der Wein funkelte in der Flasche.

Einer der Reisenden, welcher mächtig aß, sah un=

gemein verwildert aus. Mit Mühe ließen sich in dem verbrannten Gesicht die Züge des Polizeirath Roderich wiedererkennen. — Auf seine Aufforderung legte der Geschichtschreiber das Notizenbuch, worin er eben Reisefata und Reisedata eingetragen, zusammen und setzte sich zwischen einer Schüssel voll gebratener Junghühner und einem mächtigen Hecht nieder, unschlüssig wie Buridans Esel, was er von beiden gleich herrlichen Gerichten zuerst angreifen sollte. — Ein leinenes Staubkleid hing lose um seinen schlanken Gliederbau; auf die Brust fiel ein schwarzes nachlässig unter dem Halskragen festgeknüpftes Tuch.

Wie behende Du ißt, sagte er, in hüpfenden Daktylen ißt Du: Eier und Hecht und gebratene Hühner. —

»O! rief der Andere von seinem Teller auflachend, sagte ich Dir nicht, Du würdest unterweges noch witzig werden? Siehst Du, das kommt vom Wanderleben — Ha! ha! welch' ein Narr ich war! wenn ich mich da sitzen sehe im dumpfen Büreau, auf dem ledernen, tiefausgedrückten Stuhl, die Feder in der Hand, die Papiergebirge vor, und rings um die vermoderten schnupfigen Amtsgesichter, den Polizeirath Winkel mit seinem Schaalthiergesicht, den schwindsüchtigen Secretair Krummhübel, diese hustende Rinnsteinmonographie, und da-

zwischen die Hundssternnase des Polizeidirectors — — bin ich's, war ich's? O! welche Lust, dieses Wanderleben! Wirthshäuser und schöne Mädchen, gebratne Hühner und Rheinwein, Geld nnd Gesundheit — bah! ein Narr, wer da nicht Odysseus bleiben wollte.« Er fuhr in ein gelbes Meer von Setzeiern, davon auf seinen Teller zu legen.

Der Geschichtschreiber lächelte kopfschüttelnd: Lieber Roderich, sagte er sanft, die Hühner laufen nicht immer gebraten umher und legen nicht immer geback'ne Eier auf präparirten Kräutersalat. Das Leben ist so schwer. Heute schwimmt dir die Welt noch in der Sauce, und bald vielleicht in der Tinte.

»Teufel,« rief der Polizeirath heftig, und mit dem Messer an den Rand des Tellers schlagend, »wo Du den Witz her hast?! In der Tinte? O! Du verstehst mich nicht; ich kann die Welt gestalten, wie ich will. Der Zweck des Menschen ist Genuß, das ist die Freiheit. Ueber Nacht kommt das Glück; sind wir nicht erst fünf kleine Wochen auf der Fahrt? Himmel! ich bin in meinem Element. Wie'n Fisch im Wasser will ich durch die Welt schwimmen, bis die schöne, junge Fortuna kommt, ihre Angel auswirft und ich anschnappe — schnapp! — was hast Du herausgezogen For-

tuna? laß sehn! einen Aktenschmierer? — nimmermehr! — O! ich habe neuntausend Thaler baares Vermögen — Wein her, der Fisch will schwimmen!« Roderich stürzte ein Glas herunter, focht mit den Händen in der Luft und trällerte eine Arie aus dem Don Juan.

Das laute Knallen der Peitsche, das Wiehern der Rosse vor der Thüre mahnte an die Reise. Nachdem das Frühstück verzehrt war, warfen die Reisenden ihre Staubmäntel über und gingen. An den Wagentritt stürzte sich komplimentirend der Schwanenwirth mit devot herabgesenkten Flügeln. — Die Peitsche schallte, die Räder rasselten. Roderich saß einem Heros gleich auf dem Federkissen, legte brennenden Schwamm auf die Pfeife und blies seinen Morgengruß behaglich in das grüne Angesicht der Natur.

Die Natur bestand hier vorzugsweise in Saatfeldern, die nur selten durch Höhenzüge oder Waldstreifen unterbrochen wurden. Dazwischen lagen Ortschaften, Kirchthürme und Höfe bald versteckt, bald offen. Es war eine aufsteigende Gegend. Man sah die weiße Landstraße bald zu Thal verschwinden, bald in weiter Ferne wie ein Band sich auf die Berge ziehn.

Ach! wie schön ist's hier, rief Ewald voll Entzücken aus, sieh' dort das Kirchdorf mit seinen Gärten,

wie es vom Hügel halb in die Saaten stürzt, an die wogende Brust der Cybele Natur! und dort die Wiese; wie so lieblich markirt sich ihr Grün an dem Gelb der Aehrenfelder!

Roderich wies mit seinem Finger auf einen Punkt am Horizonte: »Siehst Du das weiße, rothgedachte Häuschen dort, wo die Höhe in Laubterrassen aufsteigt? Gewiß eine Försterwohnung. Da ließe sich von Renten leben!«

— Mit Vergunst, Herr, fiel der Kutscher sich umwendend ein, das ist nur so ein Haus. Ein alter Oberster hat früher drin gewohnt, dem hat's gehört. Ich bin vom Thal zu Hause, und dieser Oberster war ein eig'ner Mann, immer stumm, hat nie Einem in's Gesicht grad' 'rein geschaut. Die Leute haben ihn geseh'n früh Morgens, wenn sie auf's Feld arbeiten gingen, da oben über die Berge schleichen, und Abend's wieder so, wie'n Geist, der nicht Ruh' hat. Die Leute sagen, er hat wen umgebracht, fuhr der Kerl geschwätzig fort, und's muß auch wahr sein, denn eines Abends, wie die aus dem Thal über die Höh gingen zur Kirchmeß, fanden sie ihn am Strauch liegen, und sein Kopf war in Stücke zerschmettert, und's Pistol lag

neben ihm. Aber das ist schon lange her, und jetzt gehört das Haus einem Herrn aus der Stadt. —

»Weißt Du, wie der Oberst hieß?« fragte Roderich.

— Die Leute sagen so auch so; Einige sagen Werner, And're sagen Manfred hat er geheißen. —

»Manfred? sagte Roderich zu Ewald, sollte das der Vater des Barons sein, von dem bei uns zu Hause so viel hin und her gemuthmaßt wird?« — Der Polizeirath wollte mehr wissen. Der Kerl konnte weder sagen, woher der Oberst gekommen wäre, noch ob er einen Sohn gehabt.

Wo jetzt Werdomar umherstreift? fragte der Geschichtschreiber sich selbst. — Nichts ist von ihm zu hören, seitdem er mit dem polnischen Grafen entflohen ist. —

Die Reisegefährten ließen sich in Vermuthungen ein und sprachen über das Duell, von dem sie durch die Zeitungen während ihres Umherstreifens in Kenntniß gesetzt waren, Mancherlei. Unter solchen Gesprächen fuhren sie in ein kleines Erlengehölz ein. Die Sonne, welche schon hoch stand, brach hier nur sanft durch das grüne Laub. Kaum hörbar rollte der Wagen in der

kühlen Waldstille, im Duft der Blätter und Moose. Ewald saß in Gedanken, Roderich auch. Der Rauch seiner Pfeife zog in blauen Streifen mit dem Windzuge.

Als sie das Gehölz verlassen hatten, und sich die Gegend wieder weit über die Höhen ihren Blicken aufschloß, bot sich ein eigenthümliches Schauspiel dar.

Eine bedeutende Menschenmasse wogte vor ihnen her, mehr als zehn Wagen zum Theil umringend, zum Theil ihnen folgend. Die Wagen waren hochbepackt, Einige mit einem weißen Plan überzogen, und schleppten sich mühsam fort. Man hörte einen lauten Gesang von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen und die schrillen Töne einer Violine, die auf Einem der Wagen gestrichen wurde.

Sieh! Sieh! rief der Geschichtschreiber hoch aufschauend mit Eifer, eine Völkerwanderung, Utriguren und Cutriguren, Chazaren und Heunen; welch' ein Bild ziehender Völker, wie schön, wie imposant — ach! wie der verworrene Knäul sich über den Hügel windet — o! alte Zeiten! —

— Mit Verlaub, Herr, sagte der Kutscher sich wieder umwendend und am Hut rückend, das sind Altlutheraner vom Thal Heimbühl und Andre aus den Dörfern von oben, die gehen nach Amerika. —

»Fahr zu!« schrie Roderich, »und dann halt an!«

Die Reisenden hatten die Auswandrer bald erreicht. Ein lautes »Gott grüß!« antwortete von allen Seiten dem Gruß Roderichs und Ewalds, die aus ihrem Wagen stiegen, diesen langsam nachfahren hießen, und sich neugierig unter die Menschenmenge mischten.

Es waren wohl hundert an der Zahl, Leute jedes Alters und Geschlechts, ein bunter Haufe von rüstigen Männern, blühenden Jünglingen, von Weibern, deren Einige Säuglinge auf dem Arm trugen, von jungen Mädchen, von Kindern, die an der Seite ihrer Eltern herliefen.

Der Gesang verstummte allmälig. Nur der Violinspieler strich seine Geige munter von dem Wagen herab. Die Fahrzeuge waren mit Geräth und Habseligkeiten aller Art beladen, auf Jedem derselben befanden sich einige Personen, denen das Marschiren zu beschwerlich sein mogte.

Der Polizeirath ging neben einem jungen schlanken Weibe, das ein kaum mehr als einjähriges Kind an der Brust trug und einen Knaben an der Hand führte. Das Weib war sehr ärmlich in einen blauleinenen Rock gekleidet, eine weiße Mütze schloß sich um ihr Haar

und ihr magres, abgehärmtes Gesicht, auf dem Hunger und Gram deutlich eingezeichnet waren.

Ach! mein Herr, sagte sie zu Roderich, der sich nach dem Grunde ihres Auswanderns erkundigte, während ihr die Thränen aus den Augen stürzten — mein Mann hatte ein kleines Haus im Dorfe und ein Stückchen Land, das wir mit Korn bebauten, aber wir waren stark in Schulden. Sehn Sie, der Zins war hoch, wir konnten's nicht herausbringen und hatten ein Jahr Mißwachs. Und doch hätten wir's erarbeit't, aber der Himmel hat's anders gewollt. Zu Johanni feierten die Dorfsleute ein Fest — 's ist just ein Jahr — mein Mann ging am Abend vorher über die Grenze, einen Krug Branntwein zu holen, weil's dort billiger ist; wir wollten uns vergnügt machen, 's kam ja nur alle Jahr ein Mal — da lauerte ihm ein Grenzjäger auf, und stach ihn mit dem Bajonet todt; ach! Herr, für einen kleinen Krug Branntwein, und's war das erste Mal, daß mein Mann auf die Fraud ging; gewiß und wahrhaftig, er hat sich nicht zur Wehre gestellt, denn er war klein und schwächlich, aber der Grenzjäger war betrunken. Gott wird ihn strafen, wenn ihm's Gesetz Nichts thut, ich muß zu Haus verhungern, Herr, ein Weib mit zwei Kindern find't nicht

leicht einen Dienst, der sie nährt; die Gläubiger haben mir Alles genommen — da geh' ich mit den Ander'n, die haben mir's Geld zusammengelegt — es soll da gut sein über's Meer 'rüber.

»Armes Weib, sagte Roderich, Ihr thut nicht gut — wie wollt Ihr das kleine Kind über See bringen?«

— Ach! Gott, schluchzte das Weib, wie weiß ich's? — ... Ich fürcht' mich nicht über's Meer 'rüber, rief der Knabe, ein muntrer Junge von acht Jahren, der baarfuß und in schlechten Kleidern neben seiner Mutter herlief; es wird da schön sein in Amerika, und der Herr Schullehrer hat auch gesagt, man kann da umsonst solche große Melonen vom Felde nehmen und schöne süße Früchte — aber giebt's da viele Schlangen, Mutter? Ich fürcht' mich, baarfuß zu gehn, wie hier. ...

Der Polizeirath drückte dem Kleinen gerührt einige Geldstücke in die Hand.

Ein Mann, der in Hemdeärmeln, ein Bündel auf dem Rücken, seitwärts von dieser Gruppe ging, blickte seufzend auf diese Gabe. Ihnen thut's Elend Weh, sagte er scheu, doch sie wissen nicht, was der Hunger ist!

»Erzähle, sagte Roderich, woher kommst Du?«

Ich bin ein armer Weber, fuhr der Mann fort.

Da kennen Sie schon, was ich hab' dulden müssen. Meine Kinder sind im Stroh verfault, und mein Weib hat sich für sie zu Tode gehungert. Denn Sie glauben, ich mußt' ein Stück Brod mehr essen, um zur Arbeit Kraft zu behalten. Die Menschen sind wohl barmherzig, aber 's war zu spät. Ich kann nicht bleiben, wo meine drei Kinder lebendig verfault sind und mein Weib zu meinen Füßen verschmachtet ist. —

He! da! Görge, rief ein wohlgekleideter Bauersmann, der in den vordersten Reihen auf einem braunen Klepper ritt, mit starker Stimme, sing' mal's Liedel vom Buä in die Fremd', der Herr hier mögt's wohl anhören! — er deutete auf den neben ihm gehenden Geschichtschreiber.

Ein junger, stämmiger Bursche, der einen Karren schob, aus welchem Kleider, Axt, Beil, Sägen und verschiedenes Tischlerhandwerkzeug hervorragten, antwortete mit heller Stimme:

»'S geht nicht, Ohm, 's Liedel ist zu schwer und macht einem's Herz matt in der Sonnenhitz!«

— Is'n Trotzkopf, der Görg' und ein Sappermentsbursch obendrein, sagte der stattliche Bauersmann absteigend und sein Thier am Zaum neben sich führend zum Geschichtschreiber, 's ging ihm gar schlecht.

Der Heimbühler Amtmann hat sein Mädel verführt, und wie's der Görge verlassen hat, weil's doch 'ne Metze geworden, hat sich das Mädel mit Schierling vergift't. Dem Görg' schnitt's nun die Seel' entzwei, und er hat den Amtmann ein wenig gewürgt hinter dem Gartenzaun. Da wurd' er auf zwei Jahr in die Festung gesteckt, weil er drüber grimmig geworden, daß ihm Jener sein Liebstes hat geschänd't und zu Tod' gebracht. —

»Und der Amtmann?« fragte Ewald empört.

Ah! Bah! lachte der Bauer, solch' hohe Herren, die Geld haben, haben auch Freundschaft. Was geschah ihm? — Nichts — er bekam gleich ein Kreuzorden, weil er so'n guter Landwirth ist und schöne Pferde zieht, und den Bauern die Felder abkauft. —

Juchhe! schrie ein junger Kerl, der seinen Hut lustig in der Luft schwenkte und vorüberspringend ein schmuckes Bauermädchen mit einem Arm umfaßte, Juchhe! Marlieseli, wenn wir erst in Amerika sind und uns gefreit haben, das soll ein Leben sein. Ich will den ganzen Tag immer in der Sonn' liegen und Du sollst bei mir sitzen und immer Flinsel backen, und die amerikanischen Bremsen verjagen. Juchhe! Marlieseli, Amerika! — Der junge Kerl jodelte, ein lautes Ge-

lächter erhob sich unter den Umgehenden; derbe Witze flogen von Mund zu Mund.

»Musik, berlin'sch!« schrie ein großer Mensch, der Soldatenstreifen an seinen Beinkleidern trug und aus einem Pfeifenstummel schmauchend einherschlenderte. — Alles lachte und blickte nach dem Wagen hin, worauf eine schwarze zusammengekauerte Figur hockte und emsig die Fidel strich.

Der Geschichtschreiber hatte sich an diesen Wagen gedrängt. Rastlos fidelte der Spielmann immer ein und denselben geistlichen Choral. Er schien ganz in sein Spiel vertieft und war wenig bekümmert, er mögte die Frau stören, die augenscheinlich krank neben ihm über dem Gefäß lag und schlummerte, und zu deren Füßen zwei kleine Mädchen im Stroh an Brodrinden kauten.

Der Spielmann hielt jedoch mit seinem Streichen ein, als ihn der Geschichtschreiber ansprach. Es war ein Mann von mittlern Jahren, im schwarzen abgeschabten Rock, einen breiten Hut voll Beulen und Scharten auf dem Kopf. Die rothe Fidel, auf der sein spitzes Kinn auflag, stack sonderbar von dem schwarzen Rocke ab. Sein Gesicht zeigte nichts Bäuerliches, vielmehr den eigenthümlichen Ausdruck einer halben Cultur, die mit der Gewohnheit, mit der gesellschaft-

lichen Umgebung und den Bedürfnissen in hartem Streit liegt — es war die unverkennbare Gelehrtenmiene eines Landschulmeisters. Der Geschichtschreiber erkannte den Charakter dieser Figur gleich; ihm fielen die jungen Tage seines heimischen Kirchdorfs ein, wo er als hoffnungsvoller Bube in grünen Blusenhosen auf der Holzbank des alten Schulmeisters Primus saß und die Rudimente der Welt von der Fibel präludirte.

»Glückliche Fahrt,« lieber Herr Schulmeister, sagte Ewald freundlich; »Sie fideln einen guten Zug, und das ist ein schönes Choralstück.«

— Ach! mein guter Herr, antwortete der Angeredete vergnügt, gleich wieder die Fidel ansetzend, kannten Sie den seligen Kantor Antonius Rudel aus Günzburg? der hat es gesetzt; es ist ein Hauptchoral, ein sehr temperamentvolles Geniestück — und er krazte wieder seine Geniestreiche über die Violine, wobei er die Augen klein zudrückte und den Mund wunderlich verzog.

Nur mit Mühe konnte Ewald den Scholarchen bewegen, sein theures Instrument abzusetzen und ihm Rede zu stehn.

Warum ich aus dem Vaterland gehe? wiederholte

der Schulmeister mit einer gewissen Würde, das ist so ein närrisches Ding, Herr. Ich will es Ihnen schon sagen. Ich bin einundzwanzig Jahre lang Schulmeister in Heimbühl gewesen; die Stelle trug siebenzig Thaler, das heißt zwanzig Thaler baares fixirtes Einkommen für's Jahr, das Uebrige Accidenz. Sie glauben gar nicht, wie schwer es einem ordentlichen Menschen von Bildung wird, davon zu leben und oben ein mit Lust fünfundfunfzig Schuljungen täglich sechs Stunden lang zu unterrichten, wenn man nicht weiß, was man zu Mittag essen soll.

»Das ist himmelschreiend« fiel Ewald ein. —

Meine Frau liegt da im Stroh, Herr, und neben ihr die Kinderchen, eins ist ein Fremdes, der Pfarrer wollt's nicht annehmen, auch keiner sonst, da haben wir's genommen, wir konnten's doch nicht verhungern lassen. Weil ich keine Zulage erhalten konnte, und die Noth immer größer wurde, fiel mir das Unterrichten schwer; ich verlor die Lust, das ist wohl wahr und wurde etwas nachlässig. Da bekam ich so viel Strafbriefe und **ad notam** immerfort, daß ich mich in's Wasser gestürzt hätte, wenn ich die da nicht gehabt hätte — der Schulmeister sah seine Violine mit einem

dankbaren und verklärten Blick an und machte Miene, sie wieder anzusetzen. —

Ich wäre nicht ausgewandert, Herr, fuhr er fort' aber die Altlutheraner in Heimbühl haben mich dazu beredet. Sehn Sie, man hat doch das Seinige gelernt, und so ein Bauer weiß sich nicht immer zu rathen, und dann soll ich in Amerika ihre Kinder unterrichten. Da wollen sie mir ein schönes Schulhaus bauen im Garten unter den Palmen. Denken Sie sich, Herr, wenn ich die Kinder da unter den Palmen unterrichten werde in uns'rer lieben deutschen Sprache, A, B, Ab, und in den schönen Sachen aus Wilmsen's Kinderfreund. Gott, das wird schön sein, und dazu ein Gehalt von hundert und zwanzig Thalern, da muß man in zwei Jahren reich werden. Es wandern viel wohlhabende Köllmer mit, Herr, und Sie müssen nicht denken, daß wir Alle hier armes Volk sind. Wenn ich Grillen habe, Herr, und meine Frau weint und an ihren kleinen Kartoffelgarten daheim denkt und an das alte hölzerne Schulhaus mit den rothen Fensterladen, und mir die Seele voll jammert, dann spiel ich immer zu, immer zu. —

Der Schulmeister riß einige hastige Streiche mit dem Bogen über die Fidel und fiel wieder in den

Choral ein. Die Frau hob ihr mattes blasses Gesicht von dem Stroh auf und sagte bittend; ach, Heinrich, hör doch auf, ich mögte schlafen, mir thut der Kopf so weh.« — —

Ewald flossen lichte Thränen aus den Augen, er wandte sich, seinen Reisegefährten zu suchen.

Der Polizeirath ging zwischen zwei Bauern, welche eifrig kos'ten. »Es geht doch nichts über die Religion, Herr, sagte der Eine, ein ältlicher Mann, der einen grünen rothgefütterten Friesrock, ein buntes Halstuch, blau und weißgestreifte Beinkleider und eine leichte Sommermütze trug. So ganz dumm sind wir Bauersleute auch nicht; wir wissen das Unsrige und lassen's uns nicht nehmen. Wir halten's mit dem Alten, das Neue mag, wer will; drum gehen wir nach Amerika.«

»Und ist's Euch nicht Leid für immer aus dem Vaterland zu gehn?« fragte Roderich. —

Das wohl, lieber Herr, Vaterland ist Vaterland. Ich werd' immer heim denken. Unsre Berge sind doch schön, unsre Wälder kühl, unsre Saaten reich und viele friedliche, gute Nachbaren haben wir gehabt. Aber dort ist's doch besser, da haben wir Bauersleute auch freie Hand. Die Richter sind da anders, nicht solche

gestrenge Herren, und die Leute sagen, da ist off'nes Gericht, wo Jeder zu kann, und Geschwor'ne, wie früher vor der grauen Zeit bei uns in Deutschland gewesen sind, ich weiß nicht, ob das wahr ist, aber der Schulmeister von Heimbühl der hat's gesagt, und das ist doch ein Gelernter. Sehn Sie Herr, wenn's Gericht so offen wär', da müßt' Einer auch das Gesetz lieben und den Richter auch, und da wüßt' Einer auch, ob die Gerechtigkeit im Land ist, oder nicht, und da würd' Alles rasch gehn und nicht viele Jahre hinlaufen, wo Haus und Hof drüber aufgefressen ist, bis Einer sein Recht bekommt. —

»Und's viele Militair,« sagte der andere Bauer, »es bringt Nichts ein und kost't so viel; ja, Landwehr ist Landwehr, und die ist noch nicht genug.« —

Ewald faßte seinen Freund beim Arm und sagte: komm Vetter, mir wird das Herz weich, ich mag von diesen guten Leuten Nichts mehr hören.

In diesem Augenblick kam ein stattlicher, mit vier Rappen bespannter Halbwagen, in welchem ein feiner dicker Herr stolz angelehnt saß, von der Höhe gefahren. Durch das Gedränge wurde das Fuhrwerk aufgehalten. Der Kutscher fluchte, der Herr sah mit Verachtung auf die ziehende Menschenmasse herunter.

Eine Stimme schrie: »Da seht den gnädigen Herrn Amtmann, den Heimbühler, den haben wir gemästet, wie fett er ist! Adje! Du Leutebetrüger, Du Dirnenverführer!« — Der Bursche, welcher das Liedel vom Buä in die Fremd' singen konnte, kam eben mit seinem Karren vorüber; diesen sogleich stehn lassend, sprang er mit einem wilden Schrei an den Wagenschlag. Er ballte seine Faust gegen den dicken Herrn und schrie voll Wuth: »Du reicher Hund hast mein' Schatz gemord't und mich unter die Banditen gebracht, ich konnt' dich nicht zu Tode würgen, aber der Teufel soll Dir jetzt Dein falsches Gehirn einschlagen!« — Mit einem Satz war der Bursche auf den Tritt gesprungen; meh're Bauern rissen ihn sogleich herunter, er stürzte an seinen Karren zurück. — Der Zug war in's Stocken gerathen, die Menschen fluchten und schrieen durcheinander. — »Ruhig, Leute,« rief der stattliche Bauersmann zu Pferde mit einer kräftigen Stimme, »laßt uns weiter ziehn, haltet Ordnung!« — Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der bleiche Amtmann konnte ungehindert den Hügel herabjagen.

Ruhige Deutsche, sagte der Polizeirath schnell zu Ewald, sie krümmten ihm kein Haar. Ich sehe, die

Vermehrung der Polizei ist überflüssig, wenn der Instinkt dafür da ist — — —

Die beiden Reisenden stiegen wieder ein. Rasch rollte der Wagen an den Auswanderern vorüber. Noch in der Ferne ließ sich die Violine des Schulmeisters von Heimbühl hören.

Roderich war nachdenkend geworden. Er verglich weniger die Bewegungen der Welt mit ihren mannichfachen Impulsen, als daß er mit seinen aufgeregten Gedanken in das Blau der duftigen Berglandschaft hinflog. Es kamen ihm Weltumseglermomente. Seine Phantasie wehte mit allen Flaggen, sein Gesicht war keck wie ein Piratengesicht.

Ewald hatte sich in die Ecke gedrückt. Ein trübes Sinnen umfloß seine Züge. Im Laub seiner Vorstellung sang der Elf wechselweise Lieder von Ariens stillem Feuerschein, vom melancholischen Nilthal, vom glückseligen Hellas, vom Römer Cincinnatus hinter dem Pflug, von deutscher Heldeneinfalt und all' der friedlichen noch mit sich selbst glücklichen Vergangenheit. »Mich fröstelt in dieser Welt, Roderich, sagte er. Wo ist die Pietät hin und das stille Sein der Völker? Der Erdball schlägt Wellen von innen aus. O! über dem Alterthum liegt der holde Dämmerschein kindlich

und schön. Wo ist die Poesie der Menschheit hin? an dem Schatten ihrer zerschlag'nen Kunstbilder erkennt man sie noch. Wie Chateaubriand mögte ich auf Sunium stehn, wie Belzoni zwischen den Ruinen Thebäs wandeln. Solch' eine Reise, Roderich, ach! — mich friert hier in dieser Prosa wilder materieller Leidenschaften der Persönlichkeit!«

»Du bist ein Narr mit Deiner Litanei vom Alterthum, versetzte Roderich lachend; die alte Welt war dummer als die unsre. Motion, Vetter — Kopf über, Kopf unter, das ist das wahre Leben — ha! Amerika!«

X.

Stadt Günzburg.

Fortuna auf der Landstraße.

Nach Verfluß einiger Stunden erblickten Roderich und Ewald am Abhange eines Berges, den eine graue, gethürmte Burg krönte, ein Städtchen vor sich liegen. Rothe Dächlein, weiße Schornsteine, hie und da ein aufsteigender gelber Giebel mit sonnigen Fenstern, ein schlanker Kirchthurm unter Linden, Pappelbäume, Wassergräben und grüne Kohlgärten waren zu naiven Arabesken in einander geschlungen. Eine eigenthümliche Andacht schien über dem Städtchen zu ruhn; zwei Silbergewölke, die am Himmel zogen, flatterten gleich Panieren, wie trunken flimmerte die Sonne hinter der Burg hervor, und hoch über den Häusern kreisten Störche.

An dem großen Eichengewinde, welches von dem

Bogen des zerfetzten alten Ritterthors niederschwankte, und eine geölte Papierampel trug, worin Abends die Stadt wahrscheinlich illuminirt werden sollte, ließ sich ein glänzendes Freudenfest errathen. Auch häufige Schüsse konnten von den Reisenden vernommen werden, ehe sie die Stadt selbst erreicht hatten.

Bald ging's durch das Thor in den Ring hinein, der den Marktplatz einfaßte. Die Häuser waren niedlich, abwechselnd zweistöckig und einstöckig, fast ein jedes hatte seine zwei Bäumchen vor der Thüre, seine weißgestrichenen Bänkchen. Bebänderte Blumensträuße und frische Mädchengesichter schmückten die Fenster. Selbst vor den Treppen sah man Immergrün, Kalmus, Butterblumen und Tannenäste in lieblicher Verwirrung durch einander gestreut.

Auf dem Marktplatz war ein lustig Treiben. Ueber dem reingekehrten Straßenpflaster wandelten die Günzburger in seliger Festtagsmuße, in trunk'nen Daseinsahnungen, in stolzen Patriotengefühlen.

Ein Straßenjunge lief jählings an dem bestäubten Reisewagen vorüber. Seine Mütze in die Luft werfend jauchzte er: Vivat hoch! es lebe der König! — Hundert Kehlen jubelten es nach, Schlüssel pufften aus den Fenstern, donnernd brüllten die Kanonen.

Es lagen nämlich mitten auf dem Ringe zwei kleine Geschützstücke von räthselhaftem Ansehn, umkreist von einer bunten Menschenanzahl, die bei jedem Schuß lärmend umhersprang und den riesigen Mann, welcher pathetisch seinen Eisenstock in eine am Boden befindliche Kohlenpfanne hielt und starr auf das Zündloch der Kanone blickte, mit Ehrfurcht zu betrachten schien. Dieser Mann trug eine fuchsfell'ne Weste über einem breiten Schurzfell, und hatte das Aussehn eines Schmiedemeisters, der es wohl versteht, eine vierpfündige patriotische Bürgerphantasie vom Zündloch abzubrennen.

»Ewald,« sagte Roderich voll Laune, während der Wagen auf das Gasthaus zufuhr, »das ist herrlich; in Günzburg geht der Nationalsinn los. Sieh' diese Kanonen; und sollte der Bürgermeister seine eigenen Wohllöblichen Kanonenstiefeln mit Pulver geladen auf den Markt hinpflanzen und abbrennen — es muß geknallt werden.«

Dem Geschichtschreiber standen süße Jugenderinnerungen im Gesicht — er dachte daran, wie er einst hinter der Widdim seines Oheims aus dem großen Kirchenschlüssel geschossen hatte, wenn Königsgeburtstag war, und wie Psyche die Pfropfen dazu gemacht und sich dabei immer ein Loch in das Kleid gebrannt.

Während er darüber nachsann, begannen die Rhapsodieen eines Leierkastens, der am Rinnstein Posto gefaßt, zu erklingen. Es war eine traurige Melodie in gereckten langen Tönen, wozu ein bacchantisches Weib das Tamburin schlug und mit krächzender Stimme die beliebte Arie: Ritter Ewald neben Ida, absang. Das Weib trug einen übergroßen Strohhut, von dem zwei blaßblaue Bänder um einen reizenden Nacken herabflatterten, einen verschossenen Lila Spenzer und ein weißbuntes Unterkleid. Der Leiermann hatte sich mit einem braunen geflickten Kittel, groben leinenen Beinkleidern und einem Krempenfilz ausstaffirt. Sein Gesicht war schielend, dummlächelnd, beständig in rhythmischen Zuckungen je nach dem Tempo. Mit tiefer Baßstimme fiel er in den Refrain ein. — Um diesen Musikkasten sammelte sich ein Haufe Zuhörer aus der Plebs. Darunter sah man ein zerlumptes Straßenjungenpaar sich zur Volksarie in grotesken Pas über die Blumen des Steinpflasters drehn.

Die Reisenden hielten vor dem Gasthause, einem zweistöckigen braunroth übertünchten Gebäude. Das rothe Gesicht des hervorstürzenden Wirthes war ein lebendiges patriotisches Freudenölpapier mit Vivat! und Königgeburtstagsfackel dahinter. Geschwäzig zählte er

den Fremden auf, welche Festlichkeiten sie zu erwarten hätten: »offnes Königsessen, Nachmittags Royalkegelschieben, und Abends Extraball mit Hornmusik im Resourcengarten« —

»Offnes Königsessen, mein Herr, sagte der Polizeirath, mich hungert, zuvor aber ein Zimmer!«

Der Wirth führte seine Gäste in ein besonderes Fremdenzimmer, wie er es nannte, wo er sie sich selbst überließ, um das Diner zu beaufsichtigen, welches die Honoratioren der Stadt einzunehmen eben beschäftigt sein mußten. Denn aus einem nahe gelegenen Zimmer drang lautes Disputiren, Gelächter, Teller- und Messergeklapper, dann ließ sich ein starkes Zischen hören, worauf eine feine Stimme schrie: »Meine Herren, dieses Glas auf die endliche Restauration unserer Stadtuhr, die Sr. Majestät der allergnädigste König aus Staatsmitteln allerhuldreichst gewährt haben, und welche heute zum ersten Male ihre bedeutungsvollen Feuerklänge schlägt. Sie lebe hoch!« — Da schlug die Uhr vom Thurm zwei zitternde Schläge: donnernder Jubel —

»Das wird gut,« sagte Roderich vor dem Spiegel seine Kleidung ordnend, »o! das wird sehr gut!«

Der Geschichtschreiber stand am Fenster: Seliges, kleines Günzburg, sprach er freundlich, wie beneidens-

werth bist Du. Das wilde Herzklopfen der Welt fühlst Du nicht, und ruhst doch so lieblich an ihrer Brust! Wenn der Zeitgeist schwer einherkommt über Länder und Städte, geht er lächelnd an Deinem Ritterthor vorüber, oder steckt sein Gesicht hinein, nur um es mit einer flüchtigen Grimasse wieder heraus zu ziehn. Sieh', wandte er sich zu seinem Gefährten, ist dieses Bild nicht heiter wie die Unschuld des Paradieses? Hier spielen die Leidenschaften der Menschen noch wie Kinder mit Blumen und Kalmus, ihre Epochen werden nur nach lachenden Sonntagen und idyllischen Festen gezählt — hier ist Frohsinn und Tugend! — —

Roderich lachte unbändig, dann sagte er des Geschichtschreibers Ton nachahmend: »O! hier mögte ich leben, unter der Linde auf der Bank sitzen, mit dem alten Nachbar von meiner bunten Kuh sprechen, von seinen Ferkeln und der Niederkunft seiner Frau, von der Predigt und vom Sonntagsstrizel, von Wetter und Wind — und wenn dann meine zwölf Kinderchen um mich herspringen, Eines kleiner als das Andere, und die Würmerchen an mir heraufklettern, und meine Frau mit dem Strickstrumpf herausgelaufen kommt, dann würde ich sie an die Brust drücken und ausrufen: Weib mache mir geschwinde Thee!«

Dein Witz hinkt, versetzte der Geschichtschreiber ärgerlich, Du verstehst mich nicht. Doch laß uns zur Tafel gehn, so lange wir noch Etwas finden. Beide begaben sich in froher Laune in das Zimmer, wo das off'ne Königsessen gehalten wurde. — An einer langen weißgedeckten Tafel saßen mehr als zwanzig schwarzgekleidete Personen, deren Vorsitz ein ältlicher dickbeleibter Herr führte. Faltig, würdevoll, ernst, bebrillt, war sein Gesicht Eines von denen, die man nicht ansehn kann, ohne sich zu wundern, warum die Allongeperücke dazu fehlt; sein Leibrock hatte einen großen Emphasekragen, seltsam geschnitzte und gezackte Klappen, kleine besponnene Rundknöpfe und schien die Stürme eines Jahrhunderts überstanden zu haben. — In der Gesellschaft herrschte eine heitere Oeffentlichkeit und ungescheute Mündlichkeit; man aß sehr. Mehrere Plätze an der Tafel standen unbesetzt. Roderich placirte sich zwischen zweien freundlichen Herren; gegenüber nahm der Geschichtschreiber seine Stelle ein. Jener ließ Champagner geben und bediente seine Nachbaren, obwohl sie betheuerten, daß sie nie mehr als einen Schoppen Rothwein zu trinken gewöhnt seien. Nach einer Weile versuchte der Polizeirath ein politisches Gespräch anzuknüpfen: »Was sagen Sie zu O'Connel, mein

Herr,« fragte er seinen Tischgenossen zur Linken, anscheinend einen Wollhändler, welcher stark gabelte. — Der Nachbar schien die Frage nicht zu verstehn, und schwieg, aber der zur Rechten fuhr sich ein'ge Male mit der Serviette über den Mund, und sagte dann schmunzelnd, geheimnißvoll: »Das ist ein großer Agitator, Herr, daraus kann sehr viel werden. Denn, wenn .... ich setze den Fall, England bewilligte die Repeal nicht — gut! — was wird Irland thun? Irland hält seine Meetinger, empört sich, reißt sich los, Schottland wartet nur darauf — die Russen verbinden sich mit Frankreich, das doch schon wegen Algier England zum Feinde hat, sehn Sie, wir marschiren gleich an die Grenzen, gegen den Rhein, gegen die Nordsee, gegen Polen, welches nun von den Engländern aufgewiegelt wird — und dann entstehen noch obenein Arbeiterunruhen. Da haben wir's, es würde eine gräßliche Theuerung werden, wir würden das Pfund Butter mit zwölf Silbergroschen bezahlen, und wer weiß, ob nicht Günzburg die rothen Husaren in Garnison bekäme, wie es schon einmal hieß, als die große Chaussee hier durchgehn sollte« —

Nach dieser Auseinandersetzung sah der Günzburger den Polizeirath ernst an, trank vom Champagner

und fiel mit erneuerter Leidenschaft über seinen Pudding her, als gedächte er noch tüchtig zu essen, ehe die gräßliche Theuerung eingetreten wäre. Roderich aber zog seine politischen Fühlhörner behende wieder ein.

Wenige Minuten nachher wurde die Thüre weit aufgerissen, und es trat ein fremder großer Mann herein mit verwilderten braunen Haaren, langem Schnauzbart, in blauer Schifferjacke und Blusenhosen. Er setzte sich brutal an den Tisch, stützte sich auf seine breite Hand, betrachtete die Tafelgäste verächtlich und brüllte nach Porter.

»Entschuldigen Sie,« fragte ein schmächtiger Günzburger, der einen sprechenden Ausdruck von Purganz und Erbrechen im Gesichle trug, neugierig gemacht und über die Menge Eier erstaunt, welche der Fremde auf seinen Teller legte, »Entschuldigen Sie, Sie sind wohl nicht von hier?«

— Nein! zum Teufel, das wissen Sie ja,« antwortete der Fremde barsch, ein Ei ergreifend —

»Entschuldigen Sie, Herr,« fragte der Erste wieder, »sind Sie nicht der Schiffskapitain Holm aus Stettin, der im vorigen Jahre bei Cherbourg untergangen ist mit dem Schiff: König Georg?" — Gelächter —

— Hoho! schrie der Fremde, während seine Augen begeistert blitzten und er ein Ei auf die Kante stellte, Sie verwechseln das, Herr, bei Portland war's· Dreidecker Velleda! deutsches Schiff — deutscher Kapitain Friedrich Brand — Ein Uhr Nachts — Wüthender Nordnordost. Zwei Uhr — Leck! — Pumpen los! — Halloh! Halloh! — — Der Erzähler war aufgestanden und machte alle Bewegungen eines heftigen Pumpens, wobei er das Zischen des Wassers geschickt nachahmte — — Zwei ein halb Uhr — Alle Mann auf Deck! — Besanmast gekappt! Hauptmast herunter — die Pinasse flott!! — da war's vorbei. Die Wellen gingen wie Berge. Alles ersoff mit Mann und Maus; ich schwamm zwei Tage im Meer herum' bis in die Meerenge von Calais, wo ich das holländsche Shloopschiff De jonge Aurelje anrief — — Er verschlang sein Ei und stellte stolz ein Anderes auf die Kante.

»Hu! das nenn' ich mir eine Wasserratte, sagte der Günzburger sich schüttelnd — in Deutschland sind genug tüchtige Seeleute. Mein Bruder, der Kaufmann, ist auch einmal zu Wasser in Riga gewesen, und es hat ihm Nichts geschadet. Ist es wahr, Herr Schiffs-

kapitain, daß wir jetzt eine Marine ausrüsten, und die Osterinsel besetzen werden?«

Hoho! schrie der Columbus, was Osterinsel? Glauben Sie nicht, daß in der großen Südsee noch ein sechster Welttheil liegt, da um Vandiemensland herum, und daß da eine Durchfahrt ist? Donnerwetter, wenn mir der König nur ein Paar Schiffe giebt, will ich ihn schon entdecken, und die anderen Nationen sollen Nichts zu sehn bekommen, so wahr ich die Linie passirt habe! — In Ekstase stellte er alle übrigen Eier rings um seinen Teller und ließ den Porter aus der Flasche schäumen.

Die Günzburger sahen sich verdutzt an. Der Wirth flüsterte Roderich von hinten ins Ohr: »Glauben Sie ihm nicht, Herr, er ist ein bankerotter Gewürzer aus Erfurt und früher einmal als Schiffsjunge in Manchester gewesen. Er logirt Num'ro V.

Der Geschichtschreiber, welcher die Prahlereien des Schiffers mit steigendem Unwillen angehört hatte, und seinen geographisch-historischen Zorn nicht länger zurückhalten konnte, sagte erhitzt: »welche Unkenntniß, wie soll da ein Festland liegen, wo es von Inseln wimmelt!«

— Was, rief der Fremde brutal, Sie wimmeln

selbst, wer weiß wovon ... was wissen Sie hier in Günzburg von der Südsee? Schweigen Sie, Sie werden Nichts entdecken!

»Sie betragen sich sehr grob,« schrie Ewald entrüstet aufstehend —

»Ja, Herr Schiffskapitain,« rief der politische Nachbar, der zu Roderichs Gunsten dessen Begleiter unterstützen zu müssen glaubte, und dem der Genuß des Champagners ein ungewohntes Feuer gegeben hatte, indem er gleichfalls aufstand — »das ist grob, Herr, und tasten Sie die Günzburger nicht an, wir haben hier ebenso gut Geographie als sie anderswo ist, ich will's Ihnen auf der großen Wandcharte beweisen, und wenn Sie uns hier zum Besten haben wollen, so sehn Sie sich vor, Herr« —

Columbus erhob sich; statt aller Antwort ergriff er zornig mit jeder Hand ein Ei und schleuderte sehr geschickt Eines an die träumerische Stirn des Geschichtschreibers, das Andere ins Gesicht des Günzburgers.

Nun folgte eine tumultuarische Scene. Die Herren vom offnen Königsessen sprangen lärmend auf. Drohend stand der Seefahrer, Willens sich mit allen übrigen Eiern zu vertheidigen. Nach einem heftigen und komischen Kampfe, in welchem Wenige der Herren Fest-

esser den sicheren Wurfgeschossen des Fremden entgangen waren, wurde der Kapitain überwältigt, und nachdem man ihm das Festprogramm des Günzburger Patriotenjubels in deutlicher Keilschrift auf das Gesicht gezeichnet hatte, ward er im Triumph in die Wache geführt. —

So endigte das off'ne Königsessen in Günzburg, welches Roderich noch lange Stoff zum Lachen gab, dem unglücklichen Geschichtschreiber aber ein heftiges Fieber zuzog. —

Die Abenteu'rer verließen Nachmittags die Stadt, und setzten ihre Reise fort; ihr Ziel war zunächst das Thal am Main.

Nur selten schlug die Landschaft unter Laub ein freies Auge auf; immer bergiger und unfreundlicher wurde die Gegend. Die Sonne brannte noch heiß; schläfrig schlich der Reisewagen im Sande. Während Ewald von Gram und Aerger matt, schlummerte, hielt sich der Polizeirath munter. Vor ihm her wirbelten über den Sand weg bunte Wanderbilder in der Sonne. Er machte Pläne, zog die Quadratwurzel aus seinen neuntausend Thalern baaren Vermögens und die mittlere Proportionallinie zwischen Sein und Nichts. Perettens

Milchtopf balancirte auf seinem Scheitel, aber er wußte noch nicht, was Alles daraus hervorspringen sollte.

Indem nun sein Geist mit der Fata Morgana seiner Ideen auf der Landstraße walzte, stolperte er plötzlich über ein neues massives Wanderbild, das elend im Sande lag. Ein enormer ganz verschloss'ner Wagen lag am Boden. Drei davor gespannte Pferde — das Vierte fehlte — senkten ruhig die Köpfe und schienen über die Unerschütterlichkeit der Seele bei den Stoikern, zu philosophiren. Kein menschliches Wesen ließ sich sehn. Nur aus einer muthmaßlichen Wagenfensteröffnung — durch den Sturz war das Fenster nach oben gekehrt — hob und neigte sich auf Augenblicke ein kugelförmiges Etwas, das einem Kopfe ähnlich sah — — Tiefe Grabesstille umher; rechts ein zerrissener Sandberg mit Wachholdergestrüpp, links ein Moorgrund, worin Frösche quarrten — —

Neugierig ließ Roderich schnell zufahren. In der Nähe des umgefall'nen Wagens tauchte das kugelförmige Etwas wieder auf. Ein schreiender Weiberkopf war's unter einem Häubchen von Nett.

Aus dem Wagen sprangen Roderich und Ewald, jener ging eilig auf den Weiberkopf los, der vom vollsten Licht der Sonne übergossen aus dem schmalen

Fensterloch perpendikulär herausstak. Ewald hielt sein Ohr hinterwärts an das Wagenleder; drinnen wimmelte und krabbelte es gräulich, ein Kratzen, Rascheln, Husten, Wimmern, wie von durcheinander wühlendem Gethier, scholl schauerlich aus dem Bauch der Arche herauf. Ein Mops bellte dumpf und heiser — der Polizeirath sah den Weiberkopf erst verwundert an, ehe er Worte fand. Zerzauste dunkle Locken fielen von den Schläfen unordentlich auf den Rand der Fensteröffnung, ein Paar schwüle braune Augen warfen sich unter der Stirne ängstlich hin und her, und ein kleines allerliebstes Stumpfnäschen stand verzweifelt in dem erhitzten von Sonnenglut strahlenden Gesicht.

»Ach! Gott, ach! Gott,« schrie der rumpflose Weiberkopf, sich nach Möglichkeit aus der Oeffnung strekkend, »Hilfe, Hilfe! wie sollen wir heraus? Diese Thüre ist vernagelt, weil sie schadhaft war, auf die gesunde sind wir gefallen. Wir müssen ersticken, d'rin befinden sich zwei Kinderchen und meine arme Tante — ich stemme mich auf ihre Hüften; ach! Gott, ich kann nicht anders stehn!« — der Kopf sank erschöpft in das Bodenlose hinunter. —

— Neugierig kroch der Geschichtschreiber an dem großen Hinterrade empor und warf einen kühnen Blick

in das Fensterloch, durch welches unglücklicher Weise die Sonne einige sengende Strahlen warf. Er glaubte in ein Kaleidoskop zu blicken: Lebendige Wesen, Paudeln, bunte Kleidungsstücke, Alles lag wimmelnd und krabbelnd durcheinander, und ein altes Tantenbein war jämmerlich zuckend in die Höhe gestreckt. Aus dem Loch stieg ein heißer Dampf und schreiende Töne, wozu die Frösche im Moor naiv den Triller schlugen. Ewald, der in seinem weißen Staubhemde wie eine Seemöve über dem Wagenrade kauerte, fiel kraftlos in den Sand.

Der Versuch, den Wagen aufzuheben, war vergebens. Sechs Männer hätten das kaum vermogt. Der Polizeirath war in vollem Eifer und voller Rathlosigkeit. Er rief in das Loch hinein: »Schöne Dame, ich schlag' die Thüre ein mit Feldsteinen!« — Ein ängstliches Schreien war die Antwort. Wieder streckte sich der junge Weiberkopf heraus — »Ach!« sagte der kleine rothe Mund hastig, »bester Herr, das geht nicht. Die Thüre ist zu sehr fest genagelt, und die Erschütterung — — meine Tante, die Kinderchen — — sie ordnen sich — sie wollen Luft.« Der Kopf zog sich ein. Bald darauf erschien ein altes Runzelgesicht; es blinzelte in die Sonne, sah sich scheu und verlegen um,

hustete einige Male und fiel zurück, darnach sprang ein Mops in den Sand und fuhr bellend auf den Geschichtschreiber los, dann kamen hinter einander zwei musicirende Kinderköpfe, einige Augenblicke Athem holend.

Roderich befand sich in einer so närrischen Lage, daß er Nichts that, als diese auftauchenden und versinkenden Köpfe anstarren. Innerlich bebte ihm sein verliebtes Herz vor Lachen und Verlangen nach dem jungen Weiberkopf, der gar nicht häßlich war und auf einen üppigen, dreißigjährigen, verehelichten Rumpf schließen ließ.

»Was soll ich thun, schöne Dame, wie kann ich Hilfe leisten?« rief der Polizeirath durch die Oeffnung. —

Der Kopf des jungen Weibes stieg wieder hervor und sagte weniger scheu, lieblich mit dem Rr schnarrend, wobei weiße Zähnchen, ein rothes Züngelchen und reizende Grübchen in den Wangen sichtbar wurden: »Wie gut Sie sind, meine werthen Herren! ach! helfen können Sie ja nicht — der verdammte Wagen — der Kutscher muß gleich mit Mannschaft hier sein — Ist das nicht eine schreckliche Lage, in der Sie

uns finden?« setzte sie halb lachend, halb weinend hinzu, was dem Gesicht allerliebst stand.

Der galante Polizeirath hielt seinen Hut als Sonnenschirm vor den Weiberkopf, während ihm das Herz gegen die verschloss'ne Thüre schlug, und rief mit Leidenschaft: »O! schöne Frau, dies Schicksal! Ich bin der Unglücklichste der Sterblichen. Hätte ich Sie doch in dem tiefsten Abgrund gefunden, ich wäre herabgestürzt, hätte sie mit meinen Armen jubelnd an das Licht getragen — aber aus diesem vernagelten Wagen können Sie selbst siebenundzwanzig Erzengel nicht ohne Hilfe von Hebebäumen befrein.«

Das Weiblein lächelte aus den Grübchen, wetterte aus den Augen und nickte dankend mit dem runden Kinn auf den Rand des Fensterlochs auf.

Joli! Joli! rief eine dumpfe Stimme im Wagenkasten — der Mops sprang am Rad herum und bellte —

»Da kommt ein Reiter vom Berge, und Menschen sind dabei,« sagte der Geschichtschreiber.

Der Kopf tauchte höher auf, dann schnell unter; statt seiner legte sich eine kleine weiße Hand auf die Fensterspalte. Rasch drückte Roderich einen leisen Kuß auf die Fingerchen, dann noch einen stärkeren. Die

Fingerchen bewegten sich spielend, als wollten sie den dreisten Mund strafen, und verschwanden.

— In wenig Minuten waren die Menschen aus dem nahen Dorf herbeigekommen. Mit Anstrengung wurde der Reisewagen aufgerichtet. Roderich öffnete nun das gesunde Fenster: Kopf und Rumpf des jungen Weibes sank als ein athmendes, üppiges Ganze im roth und schwarz gestreiften Reisemäntelchen vom Wagentritt in seine auffangende Arme. Es folgte die Matrone und zwei kleine Mädchen.

Während die Alte mit ihren Klagen und den Freudesprüngen ihres Mopses beschäftigt am Arm des Geschichtschreibers ein Wenig im Sande umherhinkte, hatte die junge Frau den Arm Roderichs genommen, und war mit ihm an den Froschmoor hingewandelt; einiges Grün quoll hier im Naß hervor.

Das Weibchen lachte aus ihren Grübchen: »In der That, mein Herr, wohl selten macht sich eine so angenehme Bekanntschaft auf solche Weise. Sie sind sehr freundlich, mir die Ehre Ihres Namens zu gönnen; ich bin die verwittwete Assessor Epiphania Immergrün — vor einem Jahre starb mir mein Mann, und hinterließ mir die beiden Töchterchen, welche Sie dort umherhüpfen sehn« — sie weinte Etwas. »Sehn

Sie, Herr Polizeirath, wie treuherzig ich bin, daß ich Ihnen da Alles gleich auskrame.« —

Mit leuchtenden Blicken sah sie Roderich an und sagte: »o! Frau Assessor, ich bin ebenfalls seit einem Jahre Wittwer, doch hinterließ mir meine Frau keine Kinder« — —

Das junge Weiblein streifte den Polizeirath mit einem schmachtenden Blick von der Seite: »Fahren Sie nach dem Kurbrunnen?« schnarrte sie bezaubernd, tiefes Roth auf ihren Wangen.

»Fahren Sie dahin?«

»Wir sind auf der Reise nach dem Brunnen begriffen,« antwortete das Weibchen wonnevoll lächelnd, doch zuvor machen wir einen Abstecher zu meiner Schwester.«

— »Auch wir sind auf dem Wege zum Kurbrunnen,« rief Roderich glühend, »auch wir machen zuvor noch einen Abstecher zu meiner Schwester!«

»O! wie seltsam, wie schön,« flötete das Weibchen und setzte tändelnd ihr Füßchen auf einen Stein.

Roderich sah bald auf das Füßchen, bald in den Moor. Der öde Sand, das Trillern der Frösche, der Wachholder auf dem Berge, die stille, brütende Sonnenglut erfüllten ihn mit einer süßen Raserei. —

Er zog die Hand der jungen Frau an seinen heißen Mund.

»Auf Wiedersehn!« schnarrte Epiphania Immergrün, und reichte ihm ein Gänseblümchen hin, das sie vom Froschmoor gebrochen. Eben blies ein hinter der Höhe versteckter Hirte die Schalmei; oben auf dem Sandberge meckerte eine Ziege.

Epiphania Immergrün! meckerte es in Roderichs Brust. Er begleitete sie an den Wagen.

XVII.

Im Thal der Jugend.

Roderich hatte die Absicht, bei seiner Schwester, die in jenem Mainthal, wo er und der Dichter aufgewachsen, an einen jungen, liebenswürdigen Geistlichen verheirathet war, einige Tage zuzubringen. Ehe er noch die Reise dahin zurückgelegt hatte, war Werdomar bereits dort eingetroffen. Auch ihn hatte die Liebe zu seiner Heimatsgegend dahin geführt, nachdem er von Wladislav getrennt durch einen Theil Deutschlands gereist war.

Wer den Boden seiner Kindheit nach langer Zeit wiedersieht, den beschleichen auch dann noch, wann das Bewußtsein weiter, das Vaterland größer, das Herz kälter geworden, die alten verlernten Empfindungen der Jugend. — So stand Werdomar vor seinem einstigen väterlichen Hause, in Gesellschaft des jetzigen Besitzers

und des jungen Geistlichen, mit Vergnügen die Kindheitsbilder betrachtend, die ihn mit wohlbekannten Farben geschmückt umgaben. — Der Main, welcher sich im breiten Bogen um die alte Burg mit den fünf Thürmlein schlang, die weißen Segel auf dem blauen Strom, die rothe Kapelle am Ufervorsprung, der weite grüne Grund, der sich an's Wasser sanft niederlegte mit seinen bunten Meierhöfen, die Weinberge mit ihren weißen Geländern, der von Gebirgen begrenzte Horizont: Alles erinnerte ihn daran, daß die Natur ein stilles, ewig gleiches Dasein hat, und daß nur der Mensch über sie schnell hinausgewachsen, sich nicht wieder erkennt.

Rings um das Häuschen, welches eine hellgrüne Balustrade umgab, zu der die Rebenblätter sehr gut stimmten, war der halbe Hügel, auf dem es stand, zum Garten umgeschaffen. Fruchtbäume, Stauden und Blumen zierten die Terrassen. Werdomar ging von Terrasse zu Terrasse, jeder Schritt weckte ihm Erinnerungen auf; er betrachtete alle diese Anlagen mit einem frohen Erstaunen, wie man geliebte Menschen betrachtet, die lange entfernt nun wieder erscheinen und deren Ansehn, obwohl verwandelt doch die ursprünglichen Züge trägt.

»Mir erscheinen die dreizehn Jahre zwischen meinem letzten Aufenthalt hier und dem Heute wie ein Bach, über welchen ein Knabe nach einem Schmetterling springt,« sagte er. Dagegen machte Roderichs Schwager die Bemerkung, daß die Zeit nur demjenigen so schnell dahingehen könne, dem das Leben auch so sanft wie ein Bach geflossen sei. Diese Behauptung charakterisirte die liebenswürdige Unerfahrenheit eines Landgeistlichen, der vom Weinlaub seiner Idylle eingeschattet, das Leben nur leise um sich rieseln hört, und dem die Beschäftigung mit der Natur eine landmännische Genügsamkeit gewährt.

Der Geistliche bat ihn in seine Wohnung hinüber, welche Thalauf sehr freundlich an dem kleinen Kirchengebäude im Dorfe lag. — »Wir können da den Abend angenehm verplaudern, Herr Haller; Sie finden bei uns ein ganz kleines Sesenheim, lauter frohe Menschen. Ist überall in der Welt die Idylle ausgestorben, so finden Sie dieselbe in den Pfarrhäusern gewiß, wo es einem fühlenden Voß und Geßner vielleicht noch lange vergönnt sein wird, am großen Familiennußholztisch zu trinken »des Kaffees, des bräunlichen Kaffees selber gemahlen« — der Geistliche lachte. »Ueberhaupt bitte ich Sie freundlich, noch einige Tage bei uns vorlieb zu

nehmen. Meine Frau ist Ihre Jugendgespielin, Sie können mir diese Bitte also nicht abschlagen.«

Werdomar nahm diese Aufforderung dankbar an; er fühlte wirklich das Bedürfniß, die mannigfachen Bewegungen, in welche ihn die Erlebnisse der jüngst verflossenen Zeit versetzt hatten, in dem ruhigen Umgange mit heitern Menschen zu sänftigen.

Unter lebhaften Gesprächen schritten die beiden jungen Männer dem Dörfchen zu. Der Geistliche machte auf das reiche Jahr aufmerksam, dessen Fruchtwangen so rund und so roth waren, dessen blinkender Freudenkelch überfloß. Der Anblick der schwellenden Trauben erfreute ihr Herz; es ahnte in ihnen schon die reifenden Phantasien, die als Perlen im Wein funkeln und als Gedichte im Gemüth des Zechers wallen. Wenn Werdomar das zufriedene und lebensfrohe Gesicht seines Begleiters betrachtete, den kein Harm weder über sich, noch über die Welt quälte, bestätigte sich in ihm die Wahrheit: das Glück kommt von innen, es ist ein gewisses angebornes Temperament der Seele. Nur der Geist des Menschen macht es launisch, weil Alles die Form seiner Leidenschaft annimmt. — Werdomar hätte sich in diesen stillen für den jungen Geistlichen so glücklichen Verhältnissen bitter elend gefühlt.

»Lassen Sie uns dort an den Mandelbäumen hinaufgehn,« sagte der Dichter, »dies war der Pfad, den ich zum guten Pfarrer Roderich täglich so oft hinanlief. Durch die Allee unten geht es sich nicht so angenehm.« — Der Geistliche zeigte auf ein weißes Kreuz, das vom Kirchhof schimmerte: Da unter der Ulme liegt der Pfarrer Roderich, mein alter Schwiegervater, seiner Frau Grab ist neben ihm. Er war ein Braver, dessen Andenken in der Erinnerung der Gemeinde noch lange fortleben wird. Ich war sein Adjunkt, Herr Haller, und lernte da seine Tochter lieben, die nun Gott Lob! mein Weib ist. Von meinem Schwager habe ich seit lange keine Nachricht; wie verließen Sie ihn?

Werdomar gab die gewünschte Auskunft.

»Das glaubte ich,« rief der Pfarrer unwillig — »welch' ein sanguinischer Hitzkopf! Er ist jung, kinderlos, hat von seiner Frau Vermögen geerbt, und glaubt, die Welt säße ihm in der Tasche. Er ist arbeitsscheu, weltsüchtig und durchaus unpraktisch. Am wohlsten würde er sich in Utopien fühlen, wo Alles gebraten ist, und die Romane wie Schwalben in der Luft umherfliegen. Narrheit und Wahrheit, Verstand und Unverstand sind in ihm gemischt.« —

Sehr richtig, entgegnete Werdomar, aus Roderich wird ein Mal ein hausbackener Philister werden.

Zwischen den Häusern des Dorfes ließ sich jetzt das Thal von einer anderen Seite übersehn. Der Main wand sich um eine gelblichschwarze Felsenecke und bildete einen klaren ruhigen Wasserspiegel — eben ging ein Dampfboot drüber weg mit wallendem Rauch. Die friedlichen Häuser, ihre bunten Fensterladen, ihre Dächer, die Gärten und Weinrebenpflanzungen, das niedliche gelbe Pfarrhäuschen am Baumgarten, in dessen vorderster Ecke eine weiße Sommerlaube neben einer hohen Tanne stand, die schmucke Kirche auf dem Kirchhofe, der heit're Himmel, die herrliche Aussicht nach allen Seiten, vereinigten sich zu einem der freundlichsten Bilder des Friedens, woran Deutschland so reich ist. Auf dem grünen Abhange des Kirchhofhügels saß eine Gruppe Landleute im Gespräch. Kinder spielten auf dem Wege ihr bäuerliches Spiel mit runden Holzscheiben, welche von zwei Parteien wechselweise gerollt und mit Stäben aufgefangen werden.

Roderichs Schwester erwartete die Ankommenden vor der Pfarrhausthüre; ein zierlich gedecktes Tischchen stand mit Theegeräth besetzt auf der off'nen Treppe, an deren Stufen zwei Kinder saßen und ein blondes, jun-

ges Mädchen die Guitarre klimperte. Als die beiden Männer kamen, sprang das Kind schnell auf und verschwand im Garten.

Die Männer setzten sich auf einer Bank, welche um die Treppe gezogen war, der Dichter neben der jungen hübschen Frau, die ihn mit inniger Freude betrachtete. »Ich kann Sie nicht genug ansehn, lieber Herr Haller,« sagte sie heiter — »immer fällt mir die Vergangenheit an. O! ich sehe Sie noch, mit mir diesen Berg herablaufen nnd meinen alten Vater drohend in der Thüre stehn.«

»Es ist ein heiliges Gefühl,« entgegnete Werdomar, wenn sich Jugendgespielen nach so langen Jahren plötzlich auf der alten Stätte wiederfinden und sich nun über den Ernst des Lebens, in den sich ihre Gestalten eingehüllt haben, verwundern, und beinahe befangen sind inmitten der Unbefangenheit der alten jugendlichen Umgebung.«

»Gewiß,« sagte Roderichs Schwester, »es ist eine eigenthümliche Empfindung, ich weiß nicht wie ich sie bezeichnen soll; vielleicht fühlen wir Frauen anders.« —

— Ich sehe schon, Du hast Thränen im Auge, fiel der Geistliche lächelnd ein — er wandte sich zu Werdomar: Ich muß Ihnen nur gestehn, Herr Haller,

meine Frau ist eine leidenschaftliche Verehrerin Ihrer Lieder, und ein wenig stolz darauf, mit Ihnen im Grün der Kinderwelt aufgewachsen zu sein. Sie hat mir oft gesagt, daß sie Ihre Schülerin sei; da sind wir beide Ihre Schuldner und Sie müssen meiner Franziska schon ein Paar Weiberthränen zu gut halten. —

»Sie lassen mich empfinden, daß ich ein angenehmer Gast bin,« versetzte Werdomar, und reichte seiner Jugendgespielin treuherzig die Hand hin. —

»Da haben Sie ein Bild unseres Landlebens, Herr Haller,« sprach der Geistliche auf die nächste Umgebung deutend. »Hier sitzen wir allabendlich, meine Frau plaudert viel, das junge Mädchen, meine Verwandte, spielt und singt, und ich muß mit scherzen, wenn's mir auch gerade nicht so zu Sinne sein sollte. Wird mir ihr Treiben zu bunt, dann ziehe ich mich in mein Studierstübchen zurück, ein Buch zu lesen und nachzusinnen.« —

»Sie haben nicht viel zu thun?« unterbrach ihn Werdomar scherzend.

»Wir Geistliche haben faule Tage. Dies ist ein Unglück. Ein Drittheil meiner Amtsbrüder wird dadurch träge, stumpf, weiß nicht die Zeit auszufüllen und ergiebt sich materiellen Genüssen.«

»Mir scheint es überhaupt, bemerkte Werdomar das Gespräch aufnehmend, als wäre die Stellung der Geistlichen heut zu Tage eine duraus falsche. Sie sind fast nur Lectoren und Rhetoren auf Kanzel und Altar, verwalten ihre Symbole, aber nicht die Liebe und den Geist.«

Das ist es, versetzte der Geistliche lebhaft, ich gebe Ihnen durchaus Recht, obwohl es mir innig Wehe thut, daß ich Ihnen nicht widerstreiten kann. Die Zeiten sind vorüber, da der Geistliche seine volle Gewalt über Seelen ausübte und können auch nie mehr wiederkehren. Nun haben sich die Generationen in das starre Formelwesen, die Buchstabenwelt der Religion, das ewige ermüdende Einerlei eingelebt, so daß der Prozeß ihres Empfangens nur der einer blinden mechanischen Gewöhnung ist. Die Religion soll wohl Sitte sein, die zweite bessere Natur des Menschen, aber eine Sitte lebendiger Moralität. Nur von außen ist das christliche Bewußtsein der Gemeinde thätig, innen ohne Freude, ohne Schmerz, ohne Centralität — und der Geistliche? er bleibt oben auf seiner Höhe, steigt nicht in die Herzen herab, er redet nur, und verstände er auch mehr als das, gegen die Normen und ihren Zwang vermag er Nichts. — —

»Sie sind redlich, sagte Werdomar, ich habe innige Achtung vor ihrer Wahrheitsliebe. Ich will Ihnen offen gestehn, daß ich mich mit dem geistlichen Stande überhaupt nicht befreunden kann. Er ist noch immer eine gegliederte Kaste, eine eigener Beamtenstand, der nicht in der Gemeinde wurzelt. So etwas scheint mir außer dem Prinzip des einfachen Christenthums zu liegen. Nehmen Sie dazu die Mängel eines Polizeistaates, in dem auch die Kirche nothwendig zu einer Polizeianstalt wird. In Beziehung auf den Staat hat das Christenthum bereits seine Aufgabe gelöst: es hat ihn gestaltet, nun vermenge man's nicht weiter mit seinen Formen — ein christlicher Staat ist eine Thorheit, der Staat ist da. — — — O! es wird eine große gewaltige Zeit kommen, eine Zeit der Incarnationen, wo das Wort noch ein Mal Fleisch wird, eine Epoche, deren Aufgabe es sein muß, die Gedankenprinzipe, die wir errungen haben, in der Wirklichkeit zu gestalten. Die Vorarbeiten hat die Zeit gethan. — Und welche Ruhe muß dann über der Welt lagern, nicht die Ruhe des Grabes, sondern der himmlische Friede des Geistes, wenn die Wahrheit sich mit schöpferischer Fülle durch das Leben ergießt, ihre Gebilde im schnellen, ungehemmten Triebe gestaltet und die Nationen nochmals gläubig werden!«

Werdomar hatte mit Eifer gesprochen. Der Geistliche faßte seine Hand und sagte treuherzig: Sie hoffen auf eine gerechte Zukunft, Sie sind Keiner von denen, die nur den schwarzen Schleier über der Welt gewahren; Sie trauern wohl über die Langsamkeit des bewegenden Geistes, aber trösten doch mit seinem erreichbaren Ziel, Sie erkennen die Hoheit der christlichen Idee an und achten die Religion — darum liebte ich Sie immer, noch ehe ich Sie anders, als aus ihrem Prometheus kannte; welch' ein Elend, daß solche Blätter unterdrückt werden, weil Sie die Wahrheit sagen. Ihr Journal war mir schon deshalb werth, weil Sie sich populär hielten und es verschmähten, in dem nur zu gewöhnlichen steif pedantischen Sprachgewande einherzugehn. —

»Sie berühren da eine wunde Stelle unserer Gelehrtenwelt,« sagte Werdomar lächelnd. Der deutsche Gelehrte spricht Rothwälsch wie ein Bandit, aus Furcht — verstanden zu werden. Er setzt sich auf die höchste Kuppe des Parnaß und friert; da er zu hoch steht, übersieht er Mittel und Zweck zugleich. Weil viele unserer Journale so schwer verdaulich sind, geht ihnen alles Wechselleben mit dem Volke ab, ihr Auftreten und Verschwinden fällt so der Willkür anheim. So lange

ein Journal kein Nationaleigenthum ist, darf es ohne Furcht unterdrückt werden; das Volk fühlt den Eingriff nicht, die Gelehrten, die ihn empfinden, schweigen leicht, und in der Masse bleibt nicht einmal eine Wunde als Eindruck zurück. Das Alles rührt von dem lieben Zunftwesen her.

Der junge Geistliche zeigte auf ein gegenüberliegendes Häuschen, vor dessen Thüre ein alter Mann saß und Etwas las: »Was liest der Mann wohl? es ist ein abgegriff'nes Gesangbuch oder ein Amtsblatt, oder ein Kalender. Geben Sie uns lieber eine gediegene Volksliteratur, als gelehrte Bücher — warum nimmt Niemand Claudius wieder auf? Wie soll sich der Landmann, der Arbeiter nach seinem schweren Tagesgeschäft geistig erholen? an den Trauer- und Bußliedern im Gesangbuch, an der Bibel, an einer abgedroschenen Kalendergeschichte?« — —

Werdomar fühlte die überzeugende Wahrheit von dem, was der Geistliche sagte, meinte aber, daß es schwieriger sei, für das Volk eine Literatur zu schaffen, als für die gebildeten Stände zu schreiben, und daß eine eigenthümliche, glückliche Begabung dazu gehöre. Er bemerkte dabei, daß sich eine solche Literatur in

Deutschland nur mit dem entwickelten politischen Volksleben erzeugen könne. — Ob er Recht hatte? — —

Zwei angenehme Tage vergingen Werdomar in dem heitern Genuß dieser Familie, für ihn eine Zeit der Erquickung, wie er sie in seinem Jugendthal zu finden nicht gehofft hatte. In dieser Muße, die vorzüglich an kirchlichen Anschauungen reich war, schrieb er folgende Verse, die er dem Geistlichen als Andenken hinterließ.

Kirchenlieder.

1.

Das Kirchlein liegt im Garten
So traulich und so hold.
In seinen Mauerscharten
Flimmt rothes Abendgold.
Im Winde die Linde klingt
Legenden alter Tage,
Die wilde Rose winkt
Eine Pfingstnachtsage. —

Emsig wühlt der Todtengräber,
Gräbt ein Grab aus tief und schmal:
Für die Geister hat wohl Raum noch
Solch ein kleiner Hochzeitssaal:
„Grabe schnelle Spaten mein,
„Morgen kommt der Todtenschrein,
„Meine Tochter jung an Jahren
„Will ich sicher hier verwahren.“

Ein Vöglein singt vom Baume
  Ein sterbend Blüthenlied.
Das hab' ich oft im Traume
  Gesungen, dieses Lied.
Im Winde die Linde klingt,
Mir ist's, als müßt' ich beten:
Schlaf wohl! im Stübchen zu Haus
Gingen die blanken Lichter aus!

2.

Im Thurme sitzt die Eule:
Zwei Augen voller Glut,
Zwei Krallen voller Blut,
Zwei Flügel, Sturmeseile. —
Sie sieht vom Thurm hernieder
Und putzt ihr grau Gefieder,
Und wenn die alte Fahne knarrt,
Dann heulet sie und schnarrt.

Die rothen Eulenaugen
Verbrennen noch mein Herz,
Im stechend wilden Schmerz
Fühl' ich den Vampyr saugen.
Des Geistes fromme Gluten
Vergehen und verbluten.
Da kommt mich an ein Trauern
Ein banges Seelenschauern.

3.

Ach! guten Abend Herr
Pfarrküster im schwarzen Rock,
Mit Perrück und Bakelstock,
Kommt doch ein Wenig her!
Wollte Euch gehorsamst fragen,
Was das Käuzlein dort will sagen,
Das Käuzlein schwarz und gräulich
Im Gotteshause heilig.

Seid ja ein Mann von Würden,
Lernt Bibel und's Testament,
Kernsprüche und's Sakrament
Von Sr. Hochehrwürden.
Bedienet das ganze Himmelreich,
Schlaget den Satan windelweich
Mit Bakelstock und Schlüsselbund
Zu jeder beliebigen Stund.

„Ei! Herr, seit meinem Urvater —
„Seliges Angedenken
„Gott woll' es ihm schenken,
„Ave Maria! noster pater! —
— „Sein Grab ist noch zu finden
„Dort unter jenen Linden. — —
„Da nistet die Eule noch
„In demselben Mauerloch."

„Die halten wir d'rum in Ehren,
„Auch der Herr Pastor Lobesan
„Befahl es uns strenge an,
„Wir sollten ihr Nest nicht stören.
„Ist auch ein Vogel bescheiden,
„Thut Niemand Nichts zu Leiden,
„Morgen ist Kirchenvisitation,
„Da putzt sich das Eulchen schon."

* * *

Am dritten Tage wurde die kleine Gesellschaft im Pfarrhause durch das plötzliche Erscheinen Roderichs und Ewalds überrascht. Sie kamen mit schmetternder Extrapost vor das Haus gefahren. Der Geschicht=

schreiber war krank. Ein Mantel verhüllte ihn von Kopf bis zu Fuß, eine schwarzseidene Mütze war tief über seine Stirne gezogen; seine Blicke flackerten fieberhaft. Das ganze Haus gerieth in Bewegung. Man brachte Ewald in ein stilles Stübchen, welches Roderichs Schwester schnell eingerichtet hatte. — Am Bette des Kranken saßen die drei Männer und betrachteten ihn mit verschiedenen Gefühlen. Es war todtenstill im Zimmer; verschattend legten sich die Reben an die Fenster, vom nahen Kirchhofe blickte ein weißes Kreuz sehnsüchtig durch die Scheiben.

Der Polizeirath schmunzelte: »Einbildungen,« sagte er, »Nichts als Hypochondrie. Gestern Nacht machte er alle Geberden eines Sterbenden und seine Reden schmeckten nach dem himmlischen Jenseits. Man muß lachen; Ihr solltet ihn nur hören.«

Der Geschichtschreiber erwachte — lächelnd spielte er mit seinen Händen auf der Bettdecke, wie Sterbende zu thun pflegen und besah sich die Nägel. Auf seiner weißen vom blonden Haar umringelten Stirne schien die Seele zu schweben wie ein Trauerfalter mit entstäubten Flügeln, wenn der Mond im Thau flimmt und Rosen schlafen.

»Wie ist Dir?« fragte Roderich, »o! verlasse uns nicht, bleibe noch bei uns!«

Der Kranke schüttelte traurig sein Haupt. »Kommt näher, sagte er matt — Werdomar, Deine Hand ... so! Ich fühle mein Ende. Das Leben ist eine Nacht, sie vergeht ..... Alles ist Schmerz hier, vom Wurm am Blatt, von der Nachtigall im Zweig, vom Sturm im Gebirge bis zum klopfenden Herzen in der Brust.« —

»Guter Novalis!« warf der Polizeirath halb laut hin. Der Geschichtschreiber hörte ihn nicht, er fuhr fort: »Lebet wohl, mein Schmerz zergeht ... ich folge dem Genius in die stillen Welten hinüber, wo die Feuerdenksäulen stolzer Menschentage stehn.« — —

»Grüße mir Pompejus, Freund,« rief der Polizeirath laut, »und sage ihm, ich lebe noch.« —

Ewald that, als hörte er nicht: »Werdomar, welche Poesie wird da sein, wenn die alten großen Mythologieen spielend durch die Aeolsharfe des Universums ziehn, und das All ihre gelöste Harmonie selig wiedertönt. Dann, wenn mich Moos umhüllt.« —

»Höre auf mit diesen Grillen,« unterbrach ihn der Polizeirath, der sich nicht länger mäßigen konnte; »wir wollen Dir süßen Punsch machen.«

Bei diesem Wort schwebte ein heller Schimmer um Ewalds Züge, als wollte er sagen: »das war mein Lieblingsgetränk auf Erden;« doch machte er ein verneinendes Zeichen mit der Hand. »Bald,« sagte er, wird ja der Agathodämon die Gewichte meines Herzens abheben und rufen: Du warst!« Er seufzte schwer, mit jedem Athemzuge glaubte er seine Seele aushauchen zu müssen. —

Trotzdem kam der Tod immer nicht, wohl aber fand der Arzt Symptome der Schwindsucht.

Die Idylle dieses Thales mußte dem Kranken zusagen, er ließ sich überreden seine gänzliche Genesung hier abzuwarten, den Sommer bei den gastfreien Menschen zuzubringen, und sich von Roderich zu trennen, der nach Verfluß einiger Tage in Gesellschaft Werdomars dem Kurbrunnen zueilte.

Noch ehe Werdomar das Pfarrhaus verlassen hatte, brachte der Postbote einen Brief. Er war an den Pfarrer addressirt, in Plock gestempelt. Beim Oeffnen des Couverts zeigte sich eine Aufschrift an den Dichter. Als Werdomar das Schreiben entfaltete, fand er nur wenige, rasch und schwer hingeworf'ne Zeilen von Wladislav's Hand. Sie lauteten:

Werdomar,

in Zwolna sitze ich, im Walde am Fluß, verkleidet, ein Sklave, wie Rumier einst .... ah! wie Rumier einst! Hab' ihn verschaufelt, bedeckt sein großes Herz mit fremdem Sand ... wie ich an's Klaster kam, in der Nacht, der Pförtner krächzte mich an — »Sucht Ihr den wahnsinnigen Polen? der ist todt, Gott Lob!« .... Hund, wer sagte, daß Rumier wahnsinnig war? ... Immer unter die Erde, unter die Erde, mein Polenkind — ah! er war mein Vater, ich hab' ihn wahnsinnig gemacht — Gott! das ist schwer! — — war's nicht derselbe Tag, daß ich dem Schurken seine Kugel durch das Herz schoß? — — Ich kritzle diese Zeilen zusammen, damit mir wohl wird — mein Leben ist schwarz, Werdomar, nur Du bist das einzige weiße Segel auf dem Meer meiner Schmerzen. Wenn Du sehn könntest .... Der Wind biegt die Aeste im Dickicht auseinander — da liegt Zwolna! die alten Fenster blinken, die alten Mauern starren mich an .... ob sie den verstoß'nen Erben ahnen? Habt's vergessen, habt's vergessen — seid undankbar, von Stein ... Die Krähen schreien im Walde — wie das klingt, Werdomar ... Römer fürchteten sich davor. — — Gestern war ich nach dem Schloßgarten in den alten

Buchengang geschlichen — meine Mutter liebte den sehr — ich setzte mich an den rothen Tisch von Stein, wo ich als Kind mit Lodoiska gesessen — ich betrachtete die Krone, die alte bekannte Krone; mein Vater hatte sie in den Stein graben lassen. Zwei Russenknaben kamen durch den Gang gesprungen, es waren wohl die Kinder des Fürsten. Sie erschraken vor dem finstern Sklaven, der am Steintisch saß, sie entflohn. — Soll ich Euch entführen? Ah! der Franziskaner fiel mir ein — 's war ein seltsamer Augenblick, Werdomar; diese Stelle war's. Männer hörte ich lachen, hinter den Tisch verkroch ich mich, unter den Buchen, ich Sklave. Der Fürst kam mit einem andern Russen, er schien ihm den Park zu zeigen. — »Was ist das für eine Krone?« — »Das ist die Krone der Grafen Dossolny, denen dies Schloß einst gehörte,« antwortete der Fürst, »stolze Polen, bah! Ihr seid lang verfault.« — — Der Hund schlug mit seiner Faust auf die Krone und lachte. — — Werdomar, und ich lag da und biß vor Schmerz in den Schaft von Rumiers Pistol. — Schweig doch still, letzter Dossolny, man könnte Dich athmen hören .... Ich schlich an das Wasser hinunter ... daß ich dort ertrunken wäre, wie meine

Mutter glaubte! Des großen Rumiers Pistol hatte ich in der Hand . . . ich wußte nicht, was ich wollte. — Nein, nein, noch nicht, Werdomar . . . Du stand'st zwischen mir und dem Tod . . . . habe Dank. . . . . Meine Hoffnungen sind hin — war in Warschau — will Dir erzählen, denn ich mache mich gleich auf, Dich bei Deinem Vater zu suchen, habe keine Ruhe hier auf den Gräbern unsrer Herrlichkeit.

Wladislav.

XVIII.

Das Fahrwohl der Liebe.

Eine Sommersaison im romantischen Gebirge, beim Brunnen, beim Mineralbade, welch' ein Zauber scheint in dieser Vorstellung zu liegen, welche verschämte Flitterwochen und Ehestandswünsche würden bei diesem Namen nicht laut? — Brunnen und Quellen waren immer heilig, so lange die Welt steht. Einst grünte die Poesie nur an Bächen, wie die Liebe und die Religion in den Mysterien. Ehe noch das Rheuma der Cultur bekannt und gefürchtet war, setzten sich die Dichter, die Priester, und die Liebenden ungescheut neben den Göttern an Quell und Brunnen. Götter sind groß, aber jene erkälteten sich am Wasser, sie bekamen das Flußfieber, sie schwitzten die Poesie aus — da stieg

der rheumatische Flußgott empor und machte die Dichter- und Liebesquellen aus Mitleid zu Kurbrunnen.

Wer die Langeweile angenehm genießen will, reise ins Gebirgsbad, sagte Roderich und dachte dabei an die junge Assessorwittwe, die er im Kurbrunnen wiederzufinden hoffte. Werdomar, der ihn begleitete, weil er eben Nichts Besseres zu unternehmen wußte, und der Brunnen an der Grenze des Landes lag, in dessen Hauptstadt er seinen Vater besuchen wollte, nahm diese Partie gleichgiltig auf. Er bezog ein Logis außerhalb der Gebirgsstadt, in der Nähe der Mineralquellen, die in den Bergen sprudelten. Hier hatten sich alle diejenigen Kurgäste zusammengefunden, denen der Genuß des Wassers Zweck war, während in der Stadt selbst die große Masse der Vergnügungs-, Spiel- und Gesellschaftslustigen zusammenströmte. Roderich fehlte unter diesen nicht.

Eines Morgens — es war sehr frühe — machte Werdomar einen Spaziergang in den Bergen, eine gewöhnliche Promenade der Brunnengäste, und reizend genug, die Mühe eines nicht gerade leichten Ansteigens zu belohnen. Obwohl diese Gegend keineswegs einen schweizerischen Charakter trug, nichts Majestätisches, Schroffes, Imponirendes hatte, bot sie bei einem ziem-

lich hohen Standpunkte dennoch eine schöne und romantische Mannigfaltigkeit dar.

Die Brunnengäste pflegten daher den Sonnenaufgang von einem Felsenplateau aus wahrzunehmen. Dahin führte ein hinlänglich breiter in den Stein gehauener Weg, erst zwischen Reben, dann höher hinauf durch Laub, in dem einige wegen ihrer Lage von den Kurgästen sehr gesuchte Häuschen versteckt lagen. In der Mitte des Plateaus, welches sich noch hoch über dem Laubgehölz erhob, stand ein altes, halbzerfall'nes Mauerwerk, eines von den seltenen Ueberresten uralten, deutschen Heidenbaues, ein plumpes ausgemischtes Steingefüge, welches auf diesem heiligen Quellenberge wahrscheinlich zum Opfertempel gedient hatte.

Von diesen Mauerresten aus konnte die Gegend vollkommen übersehen werden. Amphitheatralisch umzogen den Fuß des Berges die Laubgehölze mit den kleinen Wohnungen, die Weinpflanzungen, tiefer unten sah man das große Kurhaus liegen, rings um dasselbe die verschiedenartigsten Baulichkeiten, weiter die Gebirgsstadt, und überall die bizarrsten Felsenformationen, bald nackt, bald umwunden, bald hell, bald tief bedunkelt, bald ein Thal öffnend, bald versperrend. Das Klingeln der Maulthiere, das Rufen der Treiber, oder der

lustige Gesang von Wanderburschen, die auf der Bergstraße an diesem Felsen hinzogen, waren Töne, welche das Ohr in der Einsamkeit nicht unangenehm berührten.

Als Werdomar diesen Felsenpfad bestieg und die üppig grüne im Thau der Frühe schimmernde Laubpflanzung, in welcher die Häuschen versteckt lagen, betrat, wandte er sich zur Seite, um den Lauf eines munter rieselnden Quells zu verfolgen. Der Bach führte ihn in die Nähe einer jener Wohnungen, die von Brunnengästen in Beschlag genommen waren. — In dem rothen Zelt der Hausthüre saß eine Dame; ihr Gesicht war einer Walddurchsicht zugekehrt, durch welche man einen herrlichen Fernblick über die Berggegend hinaus auf den unten flammenden Morgenhimmel genoß.

Der Dichter blieb stehn, verdeckt von dem Laub einer Buche — er hatte seine Geliebte erkannt.

Es waren dieselben schwarzen Locken, die so träumerisch ihr Köpfchen umschlangen, dieselben dunkeln, schattigen Augen gleich Krystallen aus blauer Flut herausleuchtend, es war derselbe geistige Hauch, der sich in so leichten Adern über die hohe Stirne ausgoß, derselbe Zug der Grazie schwebte noch um die

halbgeöffneten Lippen so beredt, daß die Seele, auch schweigend eine Ahnung der harmonischen Sprache gab, welche der Busen in sich schloß. Dennoch schien es, als wäre der Schmetterlingsstaub einer unbefangenen, jugendlichen Heiterkeit von diesen Wangen geweht, als hätte dieses Antlitz die stille, glückliche Innigkeit verloren, als wäre die Muschel des Herzens gewaltsam auseinandergebrochen und die Perle darin entzaubert.

Der Glühwurm hatte einen zu brennenden Seufzer auf das erste Blüthenblatt von Selma's Leben geschrieben.

Einen Augenblick füllte die Phantasie Werdomars Brust mit Bildern einer frohen, zauberischen Zukunft aus — aber sein Herz war trotziger und härter geworden, ohne daß er es selbst gemerkt hatte; es verbannte die weichen Gefühle, seine Träume und seine Wünsche, denen er sich einst willig hingegeben, mit einer beinahe schon meisterlichen Festigkeit. Werdomar hatte die Macht über seine Liebe gesucht und sie fast gefunden, ohne diese selbst einzubüßen. Entsagung konnte seinen Himmel, aber nicht seine Welt zerstören.

Doch ein Weib ist wehrlos, weil sie Alles in *einer* Empfindung fühlt, und, wird ihr dies Eine

genommen, Alles verliert: ihre Welt ist auch ihr Himmel.

Mit einer tiefen Trauer betrachtete Werdomar das reizende Mädchen, welches die Nähe ihres Geliebten nicht ahnte und doch in Gedanken an ihn lebte. — Wir müssen reden, sagte er zu sich selbst, dies Herz, welches mich liebt, ist für das Opfer einer romantischen Liebe zu natürlich und zu schön — —

Bei dem Geräusch seiner eiligen Tritte wandte Selma ihr Haupt um — eine freudige Ueberraschung übergoß ihre bleichen Wangen mit dunkler Röthe.

Sie machte dem Ankommenden einen Schritt entgegen; sie blieb stehn, befangen und nicht Herrin ihres klopfenden Herzens.

»Selma,« sagte Werdomar, ihr die Hand reichend, ohne seine innere Bewegung verbergen zu können, »ich bin sehr überrascht, Sie hier zu finden, und über Alles froh, daß ein gütiger Zufall dies gestattete — — ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, Sie nimmer mehr zu sehn.« Was er noch mehr sagen wollte, sprachen seine Augen, mit denen er das Mädchen fest ansah, als wollte er auf dem Grunde ihrer Seele die Farbe ihrer Empfindungen erschauen.

Selma ertrug den Blick nicht, sie sagte, nicht aufsehend, während ihre kleine Hand zitterte: »Seit zwei Wochen bewohne ich mit meiner Mutter dieses Häuschen; wir trinken den Brunnen.«

— »Sie waren krank?« fragte Werdomar.

»Ja, antwortete Selma, nach der Zeit, als Sie mit dem polnischen Grafen Wladislav« — hier stürzten Thränen aus ihren Augen; sie wurden durch die Erinnerung an die Scene in Manfreds Parkhäuschen und an Alles, was darauf gefolgt war, entlockt. Selma setzte sich schnell in das Zelt nieder, kämpfend mit ihrem Gefühl.

Werdomar nahm an ihrer Seite Platz, und leise ihre Hand von den Augen ziehend, sagte er bewegt: »Nicht diese Thränen, Selma — denken Sie nicht an eine schöne, nur zu schnell hingeschwund'ne Zeit, die es vielleicht nicht verdiente, so trauervoll, so schrecklich zu enden. Dürfte ich Ihnen von Wladislav erzählen, wahrlich, Sie würden ihn mehr bedauern, als jenen Unglücklichen, der von seiner Hand fiel ... Vergessen Sie jene Zeit, und auch die Tage, die ihr voraufgingen — Vieles, Vieles haben wir zu vergessen.« Dann setzte er schneller hinzu: »Selma, ich komme Ihnen Lebewohl zu sagen« —

Das Mädchen sah ihn aus ihren Unschuldsaugen fragend an, aber sie antwortete sich selbst, denn sie fühlte eine Saite in ihrem Herzen ausklingen.

»Nicht dieses traurige Fühlen, fuhr Werdomar fort — Ich lese von Ihrem Munde Alles, was Sie mir sagen wollen, und wissen auch Sie nicht lange schon, daß diese Stunde einmal erscheinen mußte? — Wir liebten uns« —

Selma blickte Werdomar mit einer unbeschreiblich holden Unschuld an: »Wir liebten uns,« sagte sie leise, kaum hörbar, und ihre Locken bargen das Roth ihres sich neigenden Gesichtes.

— »Ich liebte Sie ehrlich, Selma, innig und wahr; ich liebte Sie nicht mit der Leidenschaft des Jünglings, mit seiner verzehrenden Glut, stiller war meine Liebe, Selma, aber sie war schön; lebendig war sie, doch nicht lebensfroh, heiter, doch nicht glücklich, leuchtend, aber wie die Nacht — Konnte sie anders sein, Selma? ... Nichts besitze ich, als den Stolz meiner selbst. Genüsse, die das friedliche Leben bietet, darf ich nur im Entbehren fühlen. Sie verstehn mich, Selma, hartnäckig und kalt ist die Welt, nicht für Jeden, doch für mich. Was soll wohl aus unser Beider Herzen werden, die ihre Pole sich zukehren und

sich nimmer erreichen dürfen? Nicht so elend bin ich, Ihr Glück zu zerstören dadurch, daß ich es an das Meine fessele — Selma, ich kenne Ihre große Seele, Sie haben Muth, einem schönen Traume zu entsagen« — —

Der Dichter zeigte mit der Hand durch die Walddurchsicht in die Tiefe: die Morgenröthe theilte sich wie ein Purpurmeer, und golden kam der Sonnenball empor. Seine Strahlen beglänzten die Gründe, zerrissen die Nebel und spielten über die Felszacken in der Ferne.

Im Laub der Buchen hub die Weindrossel ihr klingendes Lied an.

Das Licht eines hohen Gefühls blitzte aus Selmas Augen und trocknete die Thränen an ihren Wimpern. »Entsagen!« — sagte Selma schnell .... Ich verdanke Ihnen den Frühling meines Lebens, mein Dasein war ohne Sie ein leeres, unbeschrieb'nes Blatt. Vielleicht machten Sie mich Ihrer werth. Werdomar, ich bin nur eine schwache Ranke, aber an der Stärke Ihres Geistes will ich mich emporzurichten suchen — und doch — ich verdiente ja Ihre Liebe nicht« ...

»Sprechen Sie das nicht aus,« entgegnete der Dichter mit leuchtendem Blick: »ein Gott spielte mit Ihrem Herzen und zog es groß, ich wußte das, es

kann nicht fallen wie ein matter Stern — Und nun, da wir uns trennen müssen, lassen Sie uns muthig durch das Leben weiter gehn — Selma, Sie werden glücklich sein, ohne mich zu vergessen« ....

Das Mädchen barg ihre Wange an seiner Brust, die Poesie ihres Traums klang durch ihre Seele.

Der Dichter sprach begeistert, indem er sie mit seinem Arm umschlungen hielt und sich zu ihr niederbeugte: »wir liebten uns Selma; es war ein schöner Traum, den wir träumten. Wir waren zu arm, dies Glück zu fassen, und zu klein, seine Lust zu tragen, das wollen wir denken, es tröstet. Alles ist hin, Traum und Himmel, es ist über unsern Häuptern gezogen, vorüber.«

»Höre mich, sprach Werdomar, die Forderung der Welt ist größer, als das Recht der Liebe. Wir müssen entsagen. Nun reißen wir unsre Herzen los, und was wir gefühlt bleibt ewig, mit fester Hand legen wir's heute in die Urne der Erinnerung. Fasse Dich, meine Geliebte! Lebewohl!«

Er erhob sich schnell, tief erschüttert, mit hochathmender Brust.

»Du findest eine Welt, sagte Selma, und ich ein Grab, ich werde Dich nie vergessen!«

Eine lange Minute hielten sie sich fest umschlungen, Eines athmete in dem Andern.

— Des Mannes Herz riß sich mit Gewalt los.

»Lebewohl! Nie vergessen!« rief er. Wie seine Gestalt schnell hinter den Buchen verschwand, sank das Mädchen kraftlos auf ihren Sitz hin.

Am Häuschen wurde von innen eine Lade aufgeschroben. Eine Stimme rief aus dem Fenster: »Selma, wo bist Du? ist die Sonne schon empor?«

Das Mädchen antwortete nicht. Nach wenig Augenblicken trat die Mutter aus der Thüre. Schluchzend stürzte sich die Tochter in ihre Arme, angstvoll und verzweifelnd wie Niobes Kind, das den Pfeil der zürnenden Göttin ahnt.

Werdomar war nicht mehr auf das Plateau gestiegen, die aufgehende Sonne zu betrachten: die Seinige war eben gesunken. Mit schnellen Schritten eilte er die Bergstraße herab, um sein Logis zu erreichen. Sein Entschluß stand fest, am Abend desselben Tages abzureisen. Er wollte ein zweites Zusammentreffen mit Selma vermeiden. Wunderliches Menschenherz, sagte er in sich hinein, habe ich nicht genährt, was ich zu ersticken vermeinte? seltsames Menschenherz!

XIX.

Das Immergrün der Liebe.

An eben demselben Morgen, welcher Werdomar und Selma plötzlich zusammenführte und trennte, befand sich mehrere Stunden später Roderich in einem eleganten Gemach eines der schönsten Häuser der Gebirgsstadt. Er half einer jungen Dame, die vor dem Trimeau saß, die Toilette bereiten. Sein Gesicht trug die deutlichen Spuren einer wüsten Nacht und noch mehr der jämmerlichsten Willenlosigkeit und peinlichsten Gezwungenheit. In dieser Lage benahm er sich so linkisch und plump, daß er eine überaus lächerliche Figur machte, welche zu dem freien Wesen der üppigen Frau mit den durchdringenden Augen und dem herrischen Ton ihrer Stimme sonderbar kontrastirte.

Roderich streckte mit einer sehr dummen Geberde ein blitzendes Goldkämmchen in die braune Haarflechte des Weibes. — »Zu tief! sagte die Dame, viel zu tief! Sie machen Alles verkehrt. Nehmen Sie jene Nadel dort!«

Lady Arabella, stammelte der Polizeirath verlegen und nicht wissend, was er sprechen sollte, Ihre Liebe hebt mich in den Himmel.

»Ach! versetzte sie spöttisch den Mund aufsetzend, sagte ich Ihnen schon, daß ich Sie liebe?«

Ich glaube es zu fühlen, erwiederte er dumm, Sir Robin, Ihr Bruder, versicherte es mir.

Das Weib schlug lachend die beringten Hände zusammen und warf einen glühenden Blick auf Roderich. »Vielleicht, sagte sie, wer weiß.« — Ein schönes funkelndes Halsgeschmeide vom Toilettentischchen nehmend ließ sie es spielend durch ihre Finger laufen. Das Geschmeide war ein kostbares Geschenk des Polizeiraths, der mit unterdrückten Seufzern verstohlen darauf hinsah und mit einer versteckten Handbewegung an seine Banknotenbrieftasche im Rock faßte.

Während ihm das Weib gebot, diesen Schmuck um ihren Hals zu schlingen, traten einige ängstliche Gedanken als Schweißtropfen auf seine breite Stirne.

Er dachte an die gute deutsche Epiphania Immergrün, nach der er vergebens umhergespäht hatte, und schien bei dem Anblick dieses Weibes einen gewißen Ueberdruß zu empfinden.

Endlich war es ihm gelungen, den Schmuck zu befestigen. Das Weib stand auf, und beäugelte sich, lebhaft mit ihren runden, weichen Armen gestikulirend, im Spiegel. — »Wie schön! rief sie, welch' ein köstliches Geschmeide!« — Sie schob einige Falten von ihrem Morgenkleide auseinander, daß der blendend weiße Busen unter den Steinen und dem Golde hervortrat. »Ich liebe Dich, lispelte sie mit voller Glut, ich liebe Dich unendlich!«

Roderich stand in der Gewalt ihres Schlangenblicks sehr dumm da und sagte Nichts als »theure Lady.« Das Weib umschlang und küßte ihn leidenschaftlich, inbrünstig, während sie mit einem eigenthümlich girrenden Tone flüsterte: »Sie begleiten mich auf der Bergpartie! Heute Abend, wie gestern, alle Tage wie gestern, o mein Geliebter!« Dann ließ sie ihn aus ihren Armen, eilte in stürmischer Bewegung auf ein Seitenkabinet zu, dessen damastene Vorhänge sie von einander schob, und verschwand.

Verblüfft war Roderich stehn geblieben; er warf

einen verzweifelten Blick auf die Vorhänge, welche Seligkeiten in sich schlossen, die er theuer erkauft hatte. Das Zimmer schnell verlassend hörte er nicht mehr, wie Arabella, die sich auf ein Ruhebett niedergeworfen hatte, höhnisch hinter ihm auflachte, sondern lief eiligst aus dem Hause, indem er halblaut vor sich hermurmelte: »Teufelchen! Teufelchen!« — Kraftlos lehnte er sich außerhalb der Stadt an den Pfahl eines Wegweisers, welcher den Rechten seiner dürren Arme nach dem Kurort, den Linken in eine Ahornallee melancholisch ausstreckte.

Der Polizeirath hielt seine Hände regungslos in den Taschen, blickte mit einer jämmerlichen Miene in den Sand und rief aus: O! ich Esel, wie mache ich mich jetzt von diesen Engländern los! warum habe ich nur das Anerbieten ihres Logis angenommen! und dann wünschte er einige Millionen Donnerwetter auf Sr. Herrlichkeit Mylord Morton, an dessen Bank er in acht Tagen mehr als die Hälfte seines Vermögens verspielt hatte, auf den sehr ehrenwerthen Sir Robin Gigh und dessen reizende Schwester Lady Arabella, durch deren Gunstbezeugungen er in alle diese Mißlichkeiten gerathen war.

Eine Gedankenregung fuhr ihm durch den Kopf,

er schien aus einem wilden Taumel erwacht scheu um sich zu blicken. Verzweifelt wie der Wegweiser seine Arme ausbreitete, streckte auch er die Seinigen von sich, als sollte der Finger des Schicksals den Weg, den er zu wandeln hatte, auf seinen Rockärmel schreiben. Bald ließ er die Arme wieder fallen, stampfte zornig im Sande, schlug sich mit der Hand vor die Stirne und schritt nach dem am Fuße jenes Felsenberges gelegenen Kurort hin, in einer Anwandlung von trotziger Rache fest entschlossen, heute Abend zum letzten Mal zu spielen — denn ich werde Glück haben, dachte er, wo nicht, so lebt wohl ihr Reste meines Vermögens, ich gehe nach Amerika! —

Mit solchen achtbaren Gedanken mischte er sich unter die Brunnengäste in der Absicht, nach Werdomar und einer anderen Person umzublicken, deren bisher vernachlässigtes Andenken mit desto frischeren Farben in sein Bewußtsein trat, je mißlicher seine Lage war. — Roderich konnte mehr Liebe, als Wein vertragen. —

In der großen Masse der Brunnengäste, welche in bunten Gruppen rings um die Quellen oder auf den freien Plätzen zerstreut waren, ließen sich zwei Männer bemerken, die an einem Tisch Wasser tranken und ein flüsterndes Gespräch unterhielten. Ihr Aussehn war

weltmännisch, ihre Haltung nobel. Des Einen, eines kleinen elegant gekleideten Herren Züge verriethen jedoch eine listige Verschmitztheit.

»Sir Robin, flüsterte der Größere, sehn Sie dort den Squire Roderich? Jetzt erst kommt er von Lady Arabella, Ihrer Schwester, wo er gestern zu Nacht gespeist hat.«

Augenblinzelnd versetzte der Kleine, indem er nach Roderich hinblickte, der eben unter eine Gruppe von Personen getreten war, »Hundert Guineen gegen Eine, Mylord Morton, unser Freund befindet sich sehr übel, wenn anders ich nach der Verstörtheit seiner Mienen urtheilen darf. Wir werden seine Zuneigung verlieren, weil wir sein Geld gewonnen haben.«

— Liebt ihn doch Lady Arabella, entgegnete der Andere. Ist die Liebe eines so edlen Weibes nicht der beste Ersatz für die Kleinigkeit von Achthundert Pfund, die wir ihm abgenommen haben, Sir Robin Sigh? —

Sir Robin brach hier in ein schallendes Gelächter aus, rückte Sr. Herrlichkeit näher und flüsterte im reinsten Deutsch: »Du machst den Engländer meisterlich Franz. Als ich Dich in Frankfurt warb, konnte ich einen so vollendeten Gentleman in Dir nicht ahnen.«

Mylord legte die Finger an die Lippen: »Still, Offenbacher, sagte er, wir wollen uns keine Elogen machen. Hätten wir diese Hamburgerin nicht zur Lady Arabella gemacht, glaubst Du, es würden so viele Vögel in unser Netz geflattert sein?«

Offenbacher nickte: »Sie spielt ihre Rolle! Sie ist ein Köder! Wenn sie die Gimpel mit dem Schnabel fängt, rupfen wir sie mit den Krallen. Aber höre Franz, ich fürchte man wittert unser falsches Spiel. Dieser Einfaltspinsel ist der Dritte, den wir mit Hilfe der Hamburgerin ausgebeutet haben, alle diejenigen abgerechnet, die ihr Geld an unsrer Bank haben verlieren müssen. Nun wird das Weib dem Narrn zu gewaltig, ihre wilde Begierde erdrückt ihn; da der Sinnentaumel vorüber ist, fängt er sie an zu fürchten. Wir lassen ihn heute nicht los, flüsterte er sich behutsam umschauend; ich habe es aus seinem Munde, daß er steinreich ist, und weiß, daß er stets eine gefüllte Brieftasche bei sich trägt. Abend's — entweder, oder.« — Er machte eine bedeutsame Pantomime, die Sr. Herrlichkeit erwiederte, indem er kopfnickend sagte: »und dann über die Grenze!«

Während beide ihren Plan verabredeten, kam Roderich vorüber. Die Gentlemen gingen ihm mit fei-

nem Anstande entgegen. Mylord verbeugte sich angenehm, Sir Robin meinte, er bemerke, daß sein Freund leidend aussehe und müsse bedauern, wenn sich der Squire ein Unwohlsein zugezogen hätte.

Roderich versicherte, sich noch nie so wohl befunden zu haben, als gerade heute.

»Sir, sagte Sr. Herrlichkeit, wir sind Ihnen für Ihre gestrigen Verluste wiederum Recompensation schuldig. Ich empfinde heute zum ersten Male das traurige Loos eines Banquiers, der die Einbuße auch seiner werthesten Freunde nur aus dem Gesichtspunkte des Spielerglücks und der Spielerehre betrachten darf Ich hoffe Sie heute in Gesellschaft Fortunens bei der Taille zu sehn.«

»Bagatell!« fiel Roderich anscheinend beleidigt ein; »ich stehe mit Vergnügen zu Ihren Diensten.«

Sir Robin schnitt seitwärts ein Gaunergesicht und sagte mit zierlichen Manieren: »Gönnen Sie uns die Ehre, Sir, Sie heute bei Lady Arabella zum Nachtessen begleiten zu dürfen. Wenn ich nicht irre, haben Sie für den Nachmittag eine Bergpartie, an deren Theilnahme wir leider verhindert sind; Abend's werden wir uns jedoch die Freiheit nehmen, Sie zu begleiten:

mein Fahrzeug werde ich hier zur bestimmten Stunde bereit halten.«

Die Einladung ward nicht abgelehnt. Zum letzten Male spiele ich, dachte Roderich. —

In seiner Gesellschaft schritten die Engländer einem Kaffehause zu, dort eine Partie Billard zu spielen, wozu sie ihren Freund, der sich ein stolzes, vornehmes Ansehn erzwang, aufgefordert hatten. — Indem sie um die Ecke eines Hauses bogen, trat ihnen von der anderen Seite eine junge Frau, neben welcher zwei kleine Mädchen liefen, hastig entgegen. Sie hatte nicht so bald Roderich erblickt, als sie mit einem Ausruf der Ueberraschung auf ihn zueilte.

»Gentlemen!« rief der Polizeirath ebenso überrascht, bitte mich zu entschuldigen, eine Freundin!« und Epiphania Immergrün hatte sich bereits in seinen Arm gehängt, schnarrte, ihn unter Lachen fortziehend, mit dem Rr, wetterte mit den Augen, lachte aus den Grübchen, hinterdrein hüpften die Kinder.

Mit einem Male vergaß der Polizeirath Lady Arabella, die Engländer, die Reste seines Vermögens, sich selbst, seine Sinne tanzten in den Augen der jungen immergrünen Wittwe, in den Grübchen, um das niedliche Stumpfnäschen.

»Ha! Frau Assessor, rief er froh, ich hatte schon die Hoffnung verloren, Sie anzutreffen, aber Ihr Gänseblümchen, das hab' ich noch, das hab' ich noch« und er wühlte in seiner Brusttasche, als läge es dort verwahrt.

»Ach! Herr Polizeirath,« schnarrte das Weibchen, »Sie spotten meiner, Sie machen mich ganz roth. Doch sehen Sie, da sind wir schon vor unserem Häuschen. — Sie müssen unser Stübchen besehn; wie wird sich mein gutes Tantchen freuen!«

Sie treten schnelle ein. Das Stübchen war die ausgeräumte Wohnung einer Bauernfamilie. Die weißen Wände umstanden Kisten und Kasten, einige Stühle, ein rothgewürfeltes Himmelbett und ein altes schwarzbezogenes Kanapee, welches mühselig auf acht hölzernen Beinen an einer Nische lehnte. Darüber hing die Genovefa-Geschichte in Bildern.

Die Tante ließ sich nicht blicken. Roderich und Epiphania hatten auf dem achtbeinigen Sopha Platz genommen. — Die Kinder kauerten auf einem Kasten im Winkel, und sahen ihnen neugierig ins Gesicht — der Mops saß altklug mitten auf dem Boden des Zimmers. — Es war nicht merkbar, was mit beiden Verwittweten plötzlich vorging; weder Sie noch Er

brachten ein Wort hervor, sie sahen sich nur an, und schienen ihre Lage mit einem Male ganz seltsam zu finden. Stumm saßen sie da, Er verdutzt, Sie verschämt, Er knitterte am Backenbart, Sie an der blaßrothen Busenschleife, stumm saßen die Kinder auf dem Kasten, stumm der Mops, nur ein schwarzer Kater, der auf einer Haubenschachtel hockte, schnurrte und spann wundersame Liebesfäden und glotzte das komische Paar aus seinen grünen Augen an.

Endlich sagte Er: »Das Wetter ist schön, aber dürr.«

Sie wurde blutroth dabei, seufzte sehr und lispelte: »Regen!«

»Regen!« wiederholte Er langsam und faßte ihre linke Hand.

Sie bedeckte ihre Augen mit dem Schnupftuch, Sie weinte.

In diesem Moment trat die Matrone zur Kammerthüre herein, mit einem Kochlöffel in der Hand, mit dem Widerschein des Küchenfeuers im Gesicht. »Jesus!« schrie die Alte, was sehe ich? Himmel, wer hätte das gedacht!«

Da fiel die Assessorin vor Schreck an Roderichs Brust, da lag sie an seiner Schulter, über

welcher sie weinend mit dem Zopf an das Bild aus Genovefas Geschichte stieß, worauf der Pfalzgraf die Verstoß'ne hinter dem Busch sitzen sieht und der junge Schmerzenreich nach der Hirschkuh schreit.

Vor ihnen stand die Tante mit freudig erhob'nem Kochlöffel, Roderichs andere Achsel fassend, auch die Kinderchen waren neugierig an das Kanapee gelaufen, der Mops überkugelte sich am Boden, und der Kater nahm ein Märzsalto auf das Himmelbett.

»Aber« .... stotterte der Polizeirath verwirrt, erschreckt, sich zu erheben versuchend, wobei er ungeschickt Eins von den acht Sophabeinen abknickte und das Kanapee in ein seligsüßes Schwanken brachte.

»Jesus!« jubelte die Matrone, »wie ist das möglich?«

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks. In diesem inhaltsschweren Augenblick hatte der Polizeirath noch Zeit folgenden Schluß zu machen: Sie hat Nichts, ich habe Nichts, folglich haben wir Beide Nichts; und mit diesem richtigen Schluß umschloß er die Assessorin, bedeckte sie mit Küssen und rief: Ewig der Ihrige Epiphania Immergrün!

Ihr fiel das Schnupftuch vom Gesicht, aus den Grübchen, noch von Thränen feucht, schlürften Liebesgötter das bittersüße Naß. — — —

Als sich Roderich nach dem Mittagsessen, welches er bei seiner Schnellverlobten hatte einnehmen müssen, verabschiedet hatte, sagte die Tante schmunzelnd: »Was prophezeite ich Dir, Phanchen? Meinen ersten Mann holte ich aus dem Brunnen und Du Deinen zweiten. Und welch' eine steinreiche Partie Du machst! Dazu wirst Du von einer Assessorin Räthin.« — — Der Verlobten hingen die Wonnen aus den Augen wie Hochzeitsbäume aus einer Kirchenthür.

— »O! ich bin sehr glücklich,« sagte dagegen Roderich zu Werdomar, in dessen Logis er sich befand, mit der Miene eines Verrückten auf und ablaufend, »ich habe mein Vermögen verspielt, soll zwei Wittwen, eine englische und eine deutsche, eine Tante und zwei Kinder heirathen, das Alles soll ich heirathen, hörst Du? Wenn ich wüßte, wie ich dazu kam, wahrhaftig, ich wollte mich prügeln .... Epiphania ist ein reizendes Weibchen — freilich — o! diese vermaledeiten Engländer!« — Er fluchte wieder auf Sr. Herrlichkeit Mylord Morton, Sir Robin High und Lady Arabella.

Werdomar lachte: Du hast ein sehr großes, weites Herz, ich gratulire Dir und bewundere Dich zugleich.

»Du willst also wirklich abreisen? Ich hörte davon sprechen. Rathe mir, was ich thun soll — wenn ich noch drei Tage hier bleibe, muß ich fürchten, ein Dutzend Weiber zu bekommen. »Dies, dies,« sagte er und stieß einige Male mit seinem Zeigefinger gegen sein Herz, »dies, dies kleine dumme Ding hat mich so weit gebracht. Aber heirathen werde ich sie, diese Epiphania Immergrün — und wenn sie von Arabella hört — die Engländer! — O! meine Pläne, meine Pläne!« — Roderich schwor allerlei Eide, sich heute Abend von seiner bisherigen Gesellschaft loszumachen. Aber spielen muß ich noch ein Mal, dachte er wieder. — —

Der Abend war hereingebrochen. Es dunkelte stark. Werdomar war abgereist. Mit Sehnsucht gedachte er seines Vaters, bei dem er über das Miniaturbild seiner Mutter und Manfreds Aeußerungen, wovon er Jenem schon geschrieben hatte, die gewünschten Aufklärungen zu erhalten hoffte. Auch Wladislav mußte er in der Residenz, vielleicht bereits treffen, oder doch bald erscheinen sehn.

In dem stattlichen Fahrzeuge des Sir Robin High, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Pferde selbst zu lenken, rollte Roderich an der Seite Mylord Mortons nach der Stadt hin — die Berg-

partie hatte er natürlich aufgeben müssen. — »Sie wollen uns also wirklich verlassen, Sir?« fragte Sr. Herrlichkeit.

»Ja, Mylord, wichtige Geschäfte erfordern meine vielleicht baldige Abreise.«

— Meine Schwester, Lady Arabella, wird untröstlich sein, sagte Sir Robin höhnisch und hielt die Pferde an.

Sie waren etwa eine Viertelmeile vom Kurort entfernt, und wenig weiter mochte die Stadt entfernt sein. Vor ihnen lag ein buschiges Hügelland. Die Straße zog sich durch einen Hohlweg und war menschenleer, der Abend sehr dunkel.

»Es ist Zeit, Mylord,« rief Sir Robin sich schnell umwendend.

Auf diese Anrede zog Sr. Herrlichkeit ein Pistol aus dem Busen und setzte es Roderich auf die Brust. Sir Robin knackte lachend den Hahn des Seinigen auf.

»Was soll das?« schrie der Polizeirath entsetzt, »Meine Herren, welch' ein Spaß?«

— Rühren Sie sich nicht, sagte Mylord drohend, das Pistol unter Roderichs Nase haltend; kein Laut!

oder ich jage Ihnen die Kugel durch den Kopf. Sie werden so gut sein, mir zum Andenken an Ihre ehrenwerthe Gesellschaft und die Liebe der Lady Arabella Ihr Portefeuille zu schenken. Mehr verlange ich nicht.

Der Polizeirath fuhr in die Ecke des Wagens zurück, dem Pistol unter seiner Nase auszuweichen und starrte die Gentlemen an.

»Rasch, mein Herr, rasch!« donnerte Sir Robin, »wir haben noch eine Stunde bis zur Grenze. Die Banknoten her! und dann fort aus dem Wagen!«

In Roderich wurde plötzlich der Polizeirath rege. Schnell seine Lage erkennend, suchte er nach irgend einer Gaunerlist, deren er in seiner Amtspraxis manche kennen gelernt hatte, um sich mit ihrer Hilfe aus der Schlinge zu ziehn.

Er brach in ein Gelächter aus. »Teufel, rief er, wie gefunden! Ihr seid Banditen? Ha! wisset, ich bin's auch, ich bin ein verkleideter Schneider aus Prag, Pistolen weg, Kerle, machen wir Kompagnie!«

Die beiden Gauner lachten unmäßig.

»Er hat Witz,« sagte der Große. »Wie heißt der Schneiderspruch? he?«

Der Polizeirath sah ihn verblüfft an

Oh! rief der Kleine, Männlein, Spitzbuben sind

nicht so dumm und so verliebt wie Du. Hilft Nichts! Kein Laut! — Die Banknoten, schnell, schnell, und dann aus dem Wagen!

Der Lord faßte sein Opfer mit der Linken bei der Kehle und setzte ihm mit der Rechten das Pistol wieder unter die Nase.

Zitternd hielt Roderich sein Portefeuille hin, die Reste seines Vermögens.

Sr. Herrlichkeit steckte den Raub hastig ein. »Nun, Sir, machen Sie fort, laufen Sie nicht, schreien Sie nicht, sonst schieße ich Sie mausetodt!«

Der Polizeirath nahm einen wilden Satz aus dem Wagen und fiel lang in den Sand. — Die Gauner lachten.

»Adieu, Sir, schönen Dank,« rief der Lord, ich bin der wahre Schneidergeselle aus Frankfurt, der da ist ein Hausirer aus Offenbach und Lady Arabella aus dem Hamburger Freudenhaus. Sie ist längst über die Berge.«

»Sie wird untröstlich sein, höhnte der Offenbacher, Adieu, Sir, vergessen Sie uns arme Engländer nicht!« — Im Galopp sauste der Wagen durch den Hohlweg.

Der Polizeirath lag noch eine Weile im Sande, halb todt vor Schreck und Verzweiflung. Endlich

raffte er sich auf, und da ihm eine unklare Empfindung sagte, Laufen müsse hier das Beste sein, rannte er seinen Hut zurücklassend, in blinder Angst durch den Hohlweg, dann quer über ein Feld, ohne zu wissen, wohin er sich richtete, oder, was er überhaupt that.

Ein Bauersmann, der zufällig über das Feld ging, brachte ihn zum Stehen. —

XX.

August Haller und sein Sohn.

Obwohl Werdomar seinen Vater auf seine nahe Ankunft vorbereitet hatte, wirkte sein Erscheinen — er war in einer Nacht angekommen — die Freude des Wiedersehens, zugleich die Befürchtung, welche der alte Meister hegen mußte, dennoch so mächtig auf dessen Gemüths- und leidenden Körperzustand, daß die dem Alter angehörende Reizbarkeit auf einen überaus hohen Grad gestiegen war.

Ein innigeres Verhältniß, als es zwischen August Haller und seinem Sohne bestand, ist kaum möglich. Am ersten Tage ihrer Wiedervereinigung äußerte sich die Freude nur in den lebhaftesten Ergüssen. Keiner von beiden hatte für das Nachdenken, Ueberlegen, nicht einmal für ein fortlaufendes Erzählen Ruhe genug.

Der Zusammenhang desselben wurde durch so viele sich aufdrängende Vorstellungen und Fragen, hauptsächlich aber durch die öftere Anwesenheit des Malers, jenes Freundes von Werdomar, dessen früher erwähnt worden, unterbrochen. Nur von dem in Anspruch genommen, was diese Personen, diese Stunde, dieses Empfinden, oder die jüngste Vergangenheit anbetraf, hatte Werdomar nicht einmal sein Verlangen, über das Portrait seiner Mutter und Manfreds Beziehungen dazu, belehrt zu werden, befriedigen können.

»Morgen!« hatte der Alte gesagt, das Portrait aufmerksam betrachtend. »Jetzt bin ich Dir eine lange Mittheilung über so Manches schuldig, was ich auch meinem Sohne zu verschweigen verpflichtet war.«

Werdomar hatte an Wladislav, der noch nicht eingetroffen und den der Greis kennen zu lernen überaus begierig war, gedacht, doch dessen Lebensgeschichte seinem Vater noch nicht mittheilen mögen. Sein Zusammentreffen mit Manfred wie dessen Tod wußte der Meister aus dem Briefe seines Sohnes, ohne von der näheren Veranlassung zu diesem Duell in Kenntniß gesetzt zu sein. Er hatte zu Werdomar geäußert: »Es ist seltsam, daß ihn gerade ein Pole erschießen mußte. Manfreds Vater war ein Verräther — o! er hat uns

Alle elend gemacht. Ich kannte den Erschoss'nen nie, aber ich bin nun überzeugt, daß er der Sohn jenes Mannes war. Es regt mich auf, Werdomar, ich hatte das lange vergessen, weil ich's vergessen wollte. Dieses Bild, der Tod Manfreds durch Wladislaw, einen Polen, die Erinnerung ... hat mich heiß, hat mich krank gemacht. Morgen, Werdomar — ich muß ruhig werden.« —

Am Nachmittage des folgenden Tages befand sich August Haller kranker, und aufgeregter als gewöhnlich. das von Natur besonders lebhafte Gefühl des Musikers war zu heftig angespannt worden. Er befand sich angekleidet auf seinem Bette, in die Kissen gelehnt, ermattet und bei dem Anblick seines Sohnes, welcher bekümmert neben ihm auf dem Stuhle saß, sich bestrebend, diese Mattigkeit zu verbergen.

Das Zimmer war klein und sehr dürftig, eine Wohnung im dritten Stock des Hauses mit der Aussicht auf eine der Hauptstraßen, welche durch Militairkolonnen und ein bedeutendes Volksgewühl eben belebt wurde. Die Ausrüstung dieses Zimmers zeugte von großer Armuth. Die eine Seite desselben nahm ein Schrank und ein Flügelinstrument ein. Verschiedenartige musikalische Instrumente, deren Einige zum Theil

bestäubt, lange nicht mehr gehandhabt waren, wiesen auf die frühere Beschäftigung des alten Bewohners. — Ueber dem Bette hing ein ziemlich großes Bildniß, das mit einer schwarzen Decke verhüllt, Nichts als einen Theil des massiven künstlich von Holz gearbeiteten und mit Elfenbein ausgelegten Namens sehen ließ. Daneben befand sich das vom Maler Junius gefertigte Portrait des Meisters.

Wenn man Werdomar neben dem Greisen sah, fand sich eine unleugbare Aehnlichkeit in den Gesichtszügen Beider. Man hätte sagen können, der Stempel eines und desselben Geistes war ihnen aufgedrückt. Nur im Antlitz des Alten lag die Nacht des Lebens, doch eigenthümlich durchschimmert und verklärt von einer gewissen harmonischen Befriedigung des vollendeten Gemüthes, während der Ausdruck seines Sohnes bei aller natürlichen Innigkeit etwas Unruhvolles, Dissonirendes, Scharfes zeigte.

Der Schnee des Alters glänzte nicht frostig um die Stirne August Haller's, gab seinem Gesicht vielmehr Heiterkeit und Milde, und obwohl dieses hager und lang war, hatte es doch weder die Schroffheit, noch die finstre faltenvolle Grämlichkeit des Greisenalters. Selbst das heftig bewegte Gefühl trug nur

dazu bei, den Charakter der Ruhe und Festigkeit als vollen Hintergrund hervortreten zu lassen.

Wenn im Angesicht des Dichters dessen Erlebnisse und Empfindungen noch wie verschlung'ne Arabesken in frischen, hellen Farben, nur wenig umschattet, anzusehn waren, standen die des Alten da wie ruhige, marmor'ne Reliefs.

»Mein Sohn,« sprach August Haller mit einer leichten Bewegung seiner Hand, meine Augen sind trüber als je — freilich ich habe in der Welt genug gesehn. Nach Dir sehnte ich mich noch — der letzte schönste Genuß, den ich mit mir nehme. — Die Freude ist ein Juwel, ihre Köstlichkeit besteht im Wasser.« —

»Ich sehe viel Sorgen auf Deiner Stirne, mein Vater,« versetzte Werdomar; »ich weiß, sie gelten mir. Doch warum in diesen schönen Augenblicken fürchten? Wir haben uns ja nach langer, schmerzlicher Zeit wieder und ich kann Deine Hand halten, wie sonst und mich an Deinem Anblick veredeln. Fürchtest Du, daß man mich von Dir reißen werde? Und wenn es wäre — auch das ertrügen wir. Die Gewalten haben dennoch keine Macht über die Pflicht der Natur, über den Trieb der Liebe, über den Flügel der Sehnsucht. Was mich erwartet, weiß ich — was verschuldete

ich wohl, mein Vater, daß Du Dich um meinetwillen grämen solltest?

»Es ist wahr, mein Sohn,« entgegnete der Greis mit fester Stimme und lebhaft. Ich achte Dich, sonst liebte ich Dich nimmer. Könntest Du vor den Stufen der Throne knieen, Dir ein glückliches Loos zu erwinseln, könntest Du in dem Vorzimmer der Großen geduldig warten, hättest Du Deinen Geist durch Feigheit entehrt, verkauft die Bestimmung Deiner Natur, bei Gott, Werdomar, ich hätte Dich verstoßen! — Du bist arm: das ist keine Schande, Du bist verfolgt: das ist kein Unglück, Du mußt Dich mühen und quälen: das ist ein Reichthum. Die Wahrheit ist mehr werth als die Erde, die nach ihr sucht, darum wird sie geächtet und verhöhnt. Ich habe große Menschen gekannt, ihre Erinnerungen traten noch nie so feurig in meine Seele, wie jetzt, wie in diesem Augenblick — große Menschen, edel und elend, unglücklich aber groß.« ...

Von der Gewalt seiner Erinnerungen getrieben, erhob sich der alte Meister — zu gleicher Zeit trat ein junger Mann, der einen kurzen Sammetrock und langes blondes Haar trug, ein.

Er sah blühend und heiter aus; seine Züge hatten

den Charakter einer lebensvollen Wärme, einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Wären seine Bewegungen weniger lebhaft und flüchtig gewesen, hätte er für das Ideal eines deutschen Jünglings mit blauen Augen und blondem Haar gelten können.

— Dieser junge Mann war Junius, der Maler. — Er umarmte Werdomar, und ließ sich dann leise auf einen Stuhl nieder, denn August Haller hatte sich an den Flügel gesetzt, und begann, in sich selbst verloren, mit einer begeisterungsvollen Kraft, die auf seinem Greisenangesicht bald genialische Inbrunst, bald hohe Andacht, bald fieberhaften Schmerz, bald holden Frieden ausdrückte, eine Phantasie vorzutragen.

Werdomar und Junius waren ganz Ohr, sie wußten daß nur noch selten ein besonders glücklicher Augenblick den Meister zum Spiel hinzureißen vermochte.

Die Töne sprangen brausend auf, zogen klingend hin, kamen wieder, verhauchten. Es war keine wirre, chaotische Tonmasse moderner Musik, aus welcher ein verständliches Lied herauszuhören so schwer fällt, es war Melodie; dies phantasiereiche Spiel schien das Leben dessen, der es hervorzauberte, zu erzählen. Wenn die Harmonie wie Wellengemurmel, auf dem sich Frühlingsschatten wiegen, dahintönte, glaubte man,

sie riefe den Zauber der Jugend zurück, und versinnlichte dann, die entfesselte Lebensdichtung des Mannes, seine gelöste musikalische Ahnung.

Die Mienen des Meisters leuchteten den Genius wider, und sein Auge schlug sich betend auf.

Wie säuselnde Luft verran die Harmonie, dann stiegen tiefe, schwere Töne durch das melodische Wiegen der Akkorde, als schritten die ehernen Füße der Schicksalsgötter dumpf durch den Vorhof eines Tempels. Wieder wirbelte das Spiel hin, dann gingen einzelne volle Tonbilder feierlich vorüber, und eine helle Silberstimme schien besänftigend sich in die Phantasie zu verweben. —

Des Alten Augen ruhten auf dem verschleierten Bilde.

Ohne sich zu regen stand unterdessen der junge Maler am Fenster, mit aufgeloderten Mienen, und Werdomar lehnte über dem Stuhl, sein Gesicht frei und offen emporgehoben, sein Auge in Licht getaucht.

Die verwandten Genien dieser drei Menschen waren in einander geschlungen.

Während der Zauber der herrlichsten Töne in dem kleinen Zimmer waltete, rollte die Prosa der Welt ihre

bunten Tableaus draußen auf. Mit Trommeln und Pfeifen und Trompetengeschmetter zogen Regimenter vorüber, die lauten Taktschritte der marschirenden Kolonnen dröhnten auch in das Zimmer hinein.

Unwillig hob der Maler sein Haupt empor; gewaltsam aus einer magischen Welt in die Wirklichkeit gerissen, brach der Meister sein Spiel ab.

Er stand auf, blickte mit einem großen, ernsten Auge um sich.

»Vater!« rief Werdomar ihn umfassend, »der Genius altert nicht, stirbt nicht, er ist Gott!«

Der Greis lehnte sein weißes Haupt an den Arm seines Sohnes, die Begeisterung war von seinem Antlitz entschwunden, die Linien darin wurden wieder dunkel wie zuvor, wieder war er ein schwacher, sterbender Mensch; er drohte zu sinken.

Werdomar und Junius geleiteten ihn leise nach seinem Lager hin.

— »Ein schöner Augenblick, Kinder,« sagte der Alte aufrecht sitzend und matt lächelnd, »ein Augenblick göttlicher Freude, die sich in die Brust des Menschen nur verliert. Als ich jung war, wie Ihr, o! da kam diese Freude oft. Nun bin ich alt, der Genius liebt blühende Formen — Sagtest Du, der Ge-

nius ist Gott, Werdomar? Das ist der Schaffende, mein Sohn, er gestaltet seine Harmonie in immer neuen, in immer anderen Gebilden. Glücklich, wer dies Gebilde seiner Harmonie ist, o! überglücklich ist der.«

»Es ist ein erhebender Gedanke,« sprach der Maler, »daß der Genius nur Einer ist. Die Künstler aller Jahrhunderte, aller Völker sind nur Formen einer großen Poesie. Wir streiten nicht mehr um den Vorrang der Künste, alle sind Eins, alle sind Poesie. Ein Mal blühet sie in einer einzigen großen Gesammtrose, dann können nur Knospen neben der großen stehn, dann legt sie sich wieder in viele kleinere Blüthen aus, unter denen sich eine Große dann nicht mehr entfalten darf — Werdomar, ich könnte an eine Seelenwanderung des poetischen Genius glauben.«

Der Dichter sagte scherzend: dann wünsche ich, in Dir wäre der Geist aller unsterblichen Maler.

»Davor möge mich der Himmel behüten,« versetzte Junius lachend, »an der Qual Eines ist es schon genug. Wir Maler schaffen lebendiger, sinnlicher, darum sind unsre Qualen auch glühender. Wunderbar, daß die Seligkeit des Künstlers auch seine Qual ist!«

Wer ward ohne Schmerzen geboren? sagte Wer-

domar heiter, nicht die Idee quält, sondern ihr Verkörpern. Kannst Du das Gestaltlose durch einen lachenden Hauch bilden? Wenige sind so glücklich, daß ihnen der Genius eine kühne Hand gab, die spielend Gedanken formen kann. Warum quälen sich die Völker im harten Joch der Uebung, ehe sie im Buch der Menschheit ihr Epos vollenden, welches der Weltgeist kritisirt? —

Das Geräusch auf der Straße unterbrach dieses Gespräch, und lenkte die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich.

»Spiegelbilder des Krieges mitten im Frieden,« sagte der Greis aus seinen Gedanken erwachend.

Der Maler sah auf die Straße hinunter. Grenadiere hatten hier ein Spalier gezogen und standen starr und unbeweglich, symmetrisch und steif, ähnlich den Linien einer geschor'nen Hecke, mit festen Fäusten ihr geschultertes Gewehr haltend. Sie hatten keinen Blick, keine Bewegung der Glieder, vielleicht nicht einen Herzschlag über die Ordre hinaus, selbst ihre Gesichter schienen ein und denselben Zuschnitt zu tragen, so seelenlos, so dumpf, so versteint, so erzwungen zeigten sie sich.

Man harrte unten auf den Zug des Fürsten, der

im Gefolge zweier Könige, seiner Gäste, die Straße herabkommen sollte, um das Kriegsmanöver außerhalb der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Der Maler rief Werdomar herbei: »Da kommt die Fürstensuite geritten,« sagte er, »die Grenadiere pressen sich zu Steinsäulen fester zusammen und hinter dem Spalier steht das gaffende Volk.«

Die Fürsten ritten durch die Reihe. Kein Laut regte sich unter Soldaten und Volk, nur die Janitscharenmusik lärmte.

»Wenn vormals der Mann mit dem zündenden Blick an seiner alten Garde herabritt, die düster wie ein von Rauch und Feuer geschwärzter Wald da stand, dann flammten die alten, vom afrikanischen Sande verdorrten Kriegerherzen auf ein Mal auf, und donnernd lief der Geist der Geschichte durch die Reihen. Da galt's Soldat sein, schlagen um die Menschheit und ihre Befreiung« — Der Maler sprach diesen Gedanken aus, und Werdomar setzte hinzu: »das ist die eiserne Drachensaat jener großen Zeit, die wir nun geerndtet haben; hier in den Wald der Bajonette ist sie aufgegangen! — — — — —

Werdomar's Vater nahm keinen Antheil an den Gesprächen der beiden jungen Männer, die sich neben

das Bette gesetzt hatten und den Meister aufzuheitern sich bemühten.

Seine Schwäche schien mit dem herrannahenden Abende zuzunehmen. In diesem Zustande gab er ein rührendes Bild von dem Wechsel der Zeit und dem noch auffallenderen des Glückes.

Einst war er auf der sonnigen Höhe des Künstlerruhmes gestanden, mitten in einem reichen Kranze stolzer, hochherziger Tage, wie solche vielleicht nie mehr über die Bühne der Welt dahingehn werden; einst hatte ihn ein selt'nes Glück mit freigebigen Händen ausgestattet, deren Gaben er vielleicht für unsterblich gehalten — — und Alles Dieses hatte er verschwinden sehn, Alles, seinen Ruhm, seinen Namen, seine Lust, seine Welt.

Wer begreift einen Nestor, der Menschenalter um sich absterben sah und an dem Treiben der Generationen noch seine Freude hat? —

August Haller lebte nur, weil Werdomar lebte. Sein Ende war nahe, sein Schwanenlied hatte er gesungen, das fühlte Werdomar wohl.

Am Abende, nachdem Junius fortgegangen war, für seines Freundes sichern Aufenthalt geeignete Vorkehrungen zu treffen, mußte sich der Meister niederlegen.

Sein Sohn bewachte dessen Schlummer, welcher sich bald einstellte, und ziemlich ruhig, nur selten durch das Arbeiten einer stark bewegten Phantasie unterbrochen wurde. —

Der Schlaf mußte den Kranken gestärkt haben. Nachdem er erwacht war, schien er verwundert, sich im Bette und Werdomar verstört neben sich zu finden.

»Ich habe einen langen großen Traum geträumt, Werdomar,« sagte der Alte, »ich bin weit von Dir gewesen; wie lebhaft hat mich beschäftigt, was ich Dir heute zu erzählen versprach. Ich fühle, meine Stunden sind kostbar — wir sind allein, höre mich jetzt an.«

August Haller setzte sich zurecht und begann nach einer Weile:

»Ehe Deine Mutter starb, Werdomar, verpflichtete sie mich durch ein Gelübde, ihren Namen wie ihre persönliche Geschichte zu verschweigen. Du wirst es vielleicht seltsam finden, daß sie mir nur unter dieser Bedingung ihre Hand gegeben hatte — Werdomar, die Seligkeit des Grams ist das Vergessen seiner selbst. Nur der Glückliche sucht Denkmäler, weil er ewig dauern mögte. Deine Mutter war sehr unglücklich; ihr Leben war ein düst'res Lied, vom Schmerz auf den zartesten Saiten gespielt, die je in der Brust eines

Weibes klangen. Und doch machte sie mich glücklich, wie es kein Sterblicher war, sie die Trauernde machte mich selig. Diese Liebe war eine wundersame, eine außerordentliche« —

»Kannst Du Dich an ihr dunkles Auge erinnern, mein Sohn? Das Räthsel meines Glückes war dieses Auge.«

— Wohl, antwortete Werdomar, ihren Blick vergaß ich nie, doch seine Sprache konnte ein Kind nicht begreifen —

»Dieses Auge!« rief der Alte von jugendlich begeisterter Erinnerung durchglüht, »verstehen konnte es, nur wer ihr verwandt, lieben es, nur wem die Schönheit des Geistes kein Mysterium war. Gemeine Seelen ertrugen dies Auge nicht, sie verwirrten sich daran, und ihre Liebe konnte nur zum blinden Verbrechen einer rasenden Leidenschaft werden.«

— Werdomar' wurde seltsam zu Muthe; doch vermogte er, was er bei seines Vaters Worten fühlte, in die Sprache der Gedanken nicht zu kleiden. —

Der Greis fuhr fort: »Jenes Bild,« sagte er auf das verdeckte Gemälde über seinem Bette hindeutend, »stellt Deine Mutter in ihrer blühenden Jugend dar. Das Medaillon, welches Du Manfred nahmst, und

von dem ich wahrlich nicht weiß, wie es in seine Hände kam, trug sie am Halse, als sie mein Weib war; ich hatte es einst fertigen lassen.«

— Ich erinnere mich dessen deutlich, fiel Werdomar ein, mir ist's als hätte ich damit gespielt. Doch eine Frage, mein Vater, bevor Du weiter erzählst; warum wollte meine Mutter, daß Du die Umstände ihres Lebens auch mir, ihrem Sohne nicht mittheilen solltest? —

»Deine Mutter besaß eine eigenthümliche, außergewöhnliche Natur, Werdomar. Was sie erlebt, wollte sie mit ins Grab nehmen, wie ich Dir sagte, und auch ich mogte Dir gerne die tiefen Schmerzen ersparen, die Du jetzt empfinden wirst. Wozu auch diente es? Machte Dich die Unwissenheit nicht glücklicher, als Du es bald in dem Gedanken an Deiner Mutter Leid sein mußt? — Doch der Zufall wollte, daß Du dieses Medaillon fandest, und daß Manfreds geheimnißvolle Andeutungen, die ich selbst nur zum Theil begreife, Deine dadurch erregte zweifelvolle Gespanntheit noch steigerten. Ich will über mein Leben, dessen größten Theil Du ja kennst, kurz sein.«

»Wiederholen muß ich, daß mich mein Meister in der Musik, August Haller als elternlose Waise mit

sich nach Straßburg nahm, und adoptirte, weil ihn meine Talente in Erstaunen setzten, mein Charakter ihm zusagte, mein Eifer und meine Wünsche ihm schmeichelten. Ich mußte meinen väterlichen Namen Weinhold, mit dem Hallers vertauschen.«

»Meine späteren Schicksale, mein Aufenthalt in Frankreich und England sind Dir bekannt genug. Glücklich lebte ich in den oft trostlosen Reizen eines streifenden Künstlerlebens in Mitten der tiefsten Erschütterungen Europas. Ich durchwanderte die Länder, mir war in der Fremde wohl, denn ich stand allein, und die Kunst ist überall heimatlich und willkommen.«

»An einem Winterabende gab ich im Theater zu Prag ein Concert auf der Violine. Ich trug jene Composition vor, die, wie Du weißt, mein Kleinod geblieben ist, und meinen Künstlerruhm eigentlich begründete. Das Haus rauschte mir Beifall zu, ich war trunken von künstlerischer Begeisterung und dem Gefühl so herrlicher Erfolge. Mein Herz wollte mir die Brust zersprengen, eine unnennbare Sehnsucht riß es aus seinen Angeln, und wie ich nach beendigtem Spiel vor der jauchzenden Versammlung stand, schien es mir als hätte ich noch nie gelebt als jetzt, als hätte mich die Hand des Genius plötzlich in einen Lichtkreis pa-

radiesischer Tage versetzt; wie wunderbar war dieser Abend, wie unbegreiflich.« — — —

»Eine Winterrose fiel vor meine Füße nieder. Ich blickte auf. Seitwärts vom Proscenium stand in der nächsten Loge eine wunderherrliche hohe Frauengestalt neben einem jungen düster aussehenden Manne in polnischer Nationaltracht. Diese Dame hatte mir die Blume zugeworfen, das himmlische Lächeln ihrer Anmuth sah ich noch auf ihren Lippen schweben. Sie schaute mich mit einer unaussprechlichen Freundlichkeit an, und ihre brennenden Augen tauchten sich tief in meine Brust. — — Kann ich Dir diesen Eindruck beschreiben, Werdomar?«

»Ich raffte die Rose auf, ich eilte wie von einer Gewalt getrieben, fort, ich entwand mich den Huldigungen meiner Bewunderer, und in meinem Zimmer verborgen starrte ich den flimmernden Schnee, den flimmernden Nachthimmel an. Ueberall fand ich diese beiden hohen Gestalten wieder, die wunderherrliche Frau neben dem düstern Mann, überall blickten mich diese brennenden Augen an — o! mein Sohn, es waren die Lichtaugen des Genius der Poesie.« —

Der Greis hielt ermüdet einen Augenblick inne, um tief Athem zu holen.

Eine große Veränderung war mit seinen Zügen vor sich gegangen, die immer klarer, durchsichtiger und krankhafter zu werden schienen, je mehr Farbe seine Vorstellungen gewannen.

Seines Sohnes Empfindungen stiegen und sanken wie Zauberflämmchen in der Brust; er begriff nicht, was er fühlte, er hing ängstlich an der Lippe seines Vaters.

»Am anderen Tage, fuhr August Haller fort, ließ sich ein polnischer Graf bei mir melden; es war dieselbe dunkle Jünglingsgestalt, die ich des Abend's neben ihr hatte stehn sehen.« —

Wie hieß der Graf?« fragte Werdomar in großer Bewegung. —

Man klopfte heftig an der Thüre. Erschreckt fuhr der Alte auf, seinen Sohn voll Angst anstarrend.

»Es wird der Maler sein, Vater,« sagte Werdomar schnell aufspringend und an die Thüre tretend.

»Wer klopft da?« fragte er, ohne zu öffnen.

— Beamte der Polizei! antwortete man draußen, schließen Sie die Thüre auf, Herr Haller!

Der alte Meister sank stumm in die Kissen nieder, er bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen.

Werdomar trat erstaunt einen Schritt zurück, eine finstere Wolke des Zorns flog über sein Antlitz: »Argusaugen!« rief er unwillkürlich und stampfte auf den Boden.

Aufgemacht! aufgemacht! rief es hinter der Thüre. Der Dichter schloß auf. Vier Polizeibeamte traten ein.

»Im Namen des Präsidiums verhafte ich Sie, Herr Werdomar Haller!« sagte der erste Offiziant, »hier ist die Ordre!«

»Gut! ich werde folgen,« antwortete der Dichter.

Der Greis hatte sich ermannt. Er saß ganz aufrecht im Bette, seine Lippen bebten ohne Worte, wie im Beginn der Fieberglut rollten seine Augen und verfolgten jede Bewegung des Beamten, der, während die Diener an der Schwelle stehen blieben, alle Winkel des Zimmers durchsuchte, verdächtige Papiere aufzufinden.

»Dieser Schrank?« fragte der Offiziant, »ich werde mir die Schlüssel dazu ausbitten.«

»Nein!« rief August Haller befehlend, »der Schrank darf nicht geöffnet werden, ich verbiete es, es darf, es soll nicht sein!«

»Laß ihn gewähren, mein Vater,« sagte Werdomar mit einem eiskalten Lächeln, »Weigerung hilft ja

Nichts, dieser Herr dient dem Gesetz.« Er reichte die Schlüssel hin. —

In dem Behälter fand sich nichts Anderes vor, als eine Menge alter Musikalien und Bücher, und in einem Schubfach ein zusammengefalteter golddurchwirkter Frauenshawl. — Die Augen des Greisen zuckten, als der Beamte diesen Shawl in die Hände nahm.

Unter den Effekten des Dichters befanden sich einige zum Theil noch unvollendete Handschriften, darunter eine Satire »Böhmische Wälder,« mit welcher er sich in der letzten Zeit beschäftigt hatte. Diese Manuscripte wurden in Beschlag genommen, mit ihnen auch eine Handausgabe des Sophokles. Der Dichter lächelte flüchtig.

»Ich bitte mir jetzt zu folgen, Herr Werdomar Haller,« sagte der Polizeibeamte, ich habe Befehl, Sie in das Kriminalgefängniß abzuliefern.«

Werdomar hatte so lange auf dem Bette seines Vaters gesessen, seine Hände gehalten, ihn schmerzlich angeschaut. Mit Heftigkeit umarmte er den Greis, er hatte nur ein Gefühl, einen Gedanken, die Furcht, er könne ihn nie mehr wieder sehn.

Der Greis hob seine Hände auf: »Mich laß allein sterben, gehe! die Kreise meines Lebens sind weit

um mich ausgezittert, ich sehe sie nicht mehr — Verdomar, unglücklich, aber groß!« —

— — — — — — — — — — — — —

Nach einer Stunde stand der Maler Junius neben dem Bette des alten August Haller. Sein blasses Gesicht beugte sich voll Pein über ihn, und lauschte auf die schweren Athemzüge eines Sterbenden.

XXI.

Deutsche Thurmphantasieen.

Hinter dem Gitter seines Gefängnisses saß der Dichter und schrieb. Er wollte seine düstern Gedanken überlisten. Er war ein echter Deutscher.

Prometheus, ein Grieche, angeschmiedet an die zackigen Felsen des Kaukasus, raste gewiß, wäre er ein Deutscher gewesen, er hätte nur phantasievoll gelächelt und reflectirt.

Was Werdomar niederschrieb, war dieses:

»Die Herrlichen des Landes schlachten Hekatomben am Meeresstrande. Festlich stehn die Opfer, geschmückt mit Blumenkränzen und mit Gold. Es duften die Nierenstücke, die priesterlichen Gaben, schon steigt der Fettdampf lieblich auf. Götter liegen in den Wolken,

heimgekehrt von den gastlichen Aethiopen, hungrig und müde. Süß ist ihnen das Braten im Opfertiegel.

Pelias winkt; er ist der König. Sein Becher schäumt ihm in der Hand, er lallt: Schnell, Herold! hinter dem Wasser des Anaurus wandelt der erblose Träumer, den hole mir herüber zum Opfermal, daß er satt werde von Lüsternheit!

Hoch geht der Anaurus. Der König baute keine Brücke darüber. Es sputet sich der hungrige Gast, die Hekatomben zu erreichen, er schwimmt durch den Strudel, einen seiner Schuhe reißt ihm das Wasser vom Fuß. — »Fürchte, fürchte Pelias, einen Monosandalos!« — Blaß wird der König, orakelscheu, der Becher sinkt mit seiner Hand, finster starrt er den einschuhigen Gast an, der den Pokal aus der Hand ihm reißt, ihn ausleert und trotzig Mehr! verlangt. — »Fürchte, fürchte Pelias einen Monosandalos!« — Da zieht der König sein Schwerdt, er schlägt zornig auf die Tafel des Mals — es klingen die goldenen Gefäße, es fließt der Wein blutig in den Sand. »Frecher Bube, was rührst Du die Opfer an, was trinkst Du von meinem Wein? Die Götter des Glücks steigen zu keinem Bettler nieder, den Nachtsohn lieben nur Furien. Ich will Dich verstoßen, Ver-

ruchter, der mein Mahl entweiht, fort aus meinem Reich, über das Meer sollst Du nach Kolchis fahren und aus dem Hain des Mars das gold'ne Vließ mir wiederbringen!« — Lächelnd spricht der Einschuh: »Ich will gehn, o! König,« und wie er am Gestade herabwandelt, wo die Altäre unter Blumen rauchen, zieht ihm die Woge murmelnd nach: — »Fürchte, fürchte Pelias, einen Monosandalos!« — Oben in den Wolken klirrt die Aegide Minervens.

— Der Argonaute steht am Meer auf hohem Fels, gestützt auf's Schwerdt. Jenseits über dem blauen Wasser flammt der Regenbogen. »»Bogen der Iris,«« spricht er, »welche Pfade wird nun mein Schiff ziehn? Durch die heulende Charybde vielleicht, wo der Wasserhund seinen Rachen weitschlingend aufsperrt, durch die öde Syrte, wo die Meerschlange sich auf verwachs'nem Schilfe windet, durch Herkules Säulen, am Acheron hin, in den Erebus, wo die Todtenkönige mit flammenden Sceptern die Nacht durchglühn und die Harpye mit schwarzem Flügel Klageschatten umschwirrt? O! Athene, Du weißt es ja, ob ich wiederkehre oder nicht, denn schiffen muß ich, schiffen, bis ich landen oder stranden kann. Ich hörte von einer seligen Purpurinsel fabeln, von einem gold'nen Eiland des Friedens. Ewig

steigt dort die Feuersäule vom Gebirge, ewig kommt dort die blaue Woge gezogen und küßt erröthend grüne Palmenhaine, wo die Götterahnung hoher Menschheit ihr Orakel braust. Nicht Sklaven wohnen da, nicht Henker, nicht Ketten klirren da, nicht Schwerdter, und Asträa richtet, ohne Eisentafeln nur den Schuldigen, nicht frei zu sein.««

..... »Das alte Heroenbild zerfließt in den Nebel. Vom goldnen Widder der Sehnsucht stürzte meine Phantasie kopfüber in das Meer, und schwamm mit Mühe an's Land. Nun sitzt sie auf dem Uferstein, verschämt und zagend, ihre Leier, die dies Lied gefabelt, versank zu den Delphinen, und ich stehe vor ihr, streiche ihre triefende Locke von der Wange und lache sie aus: Mein Kind was träumst Du doch! die goldenen Aepfel der Hesperiden stahl der baumstarke Riese aus dem Garten, der fraß sie alle auf!« .... »Wir Alle stammen aus dem Paradiese, aus jenem schimmernden Eiland der Fabel, aus jener Dichterwelt des Saturn. — Nur ein elender Faullenzergarten ist das Paradies, was darin wandelt, genießt und träumt, sind nur Thiere. — Als Jehovah Adam unter den Feigen und Orangen, am Milchspringbrunnen und Honigteich umherlümmeln sah, gereute es ihn und er sprach: Ich

habe da einen guten Schlaraffen gemacht. Gott nahm Schwerdter in den Mund und verfluchte uns, er wußte, daß er nun Menschen machen würde, eiserne Menschen mit Sehnen von Stahl.«

»Einst hatten wir die Natur mit dem Geist vermählt und an ihrem Hochzeitsgelage unter Himmelskindergesellschaft lustig getafelt, dann trugen wir ihr Joch gleich Knechten, klirrten mit ihren Ketten und wanden beschönigend Blumen der Idylle darüber, oder sie ward uns zu einer magischen Laterne, aus der ein despotischer Gott der Menschheit wundersame Schattenspiele vorspiegelt. Wenn es hoch kam ward die Natur Symbol. — Vorüber sind jene Zeiten. Damals war's nur, daß Gott mit der Natur rang, die er geschaffen. Später übernahm der Mensch selbst den Kampf, sein Arm war stark geworden, er konnte das Schwerdt halten. Nun ward der Kampf nicht mehr zwischen Geist und Natur geführt, sondern schrecklicher, ernster, weil wahrhaft geistiger, zwischen Geist und Besitz. Sobald sich der Geist in den Boden senkte, und Rechte und Gewalten sich daran knüpften, wurden Leibeigene. Der Mensch verstand nicht mit der Erde zu kämpfen, er verstand nicht den Sieg zu benutzen, er ließ sich durch den Vertrag überlisten.«

»So steht die Form des Lebens in ewigem Widerstreit mit der Idee, und das Gesetz zeichnet nur die Marken auf, wo beide sich berühren. Himmel und Erde reißen den Menschen in zwei Theile, Ruhe und Bewegung streiten um ihn, das Blei der Materie hängt schwer an seinen Füßen, luftig strebt zugleich der Flügel des Gedankens auf, und mitten zwischen Beiden rollt unaufhörlich der Feuerkreis der Leidenschaft.«

»Die Menschheit ist die ewige Bildung, zornig zerschlägt sie die Formen wieder, die sie gebaut, baut sie wieder und zertrümmert von Neuem, Schöneres bildend, und sobald ihre Idee größer wird, als die neuen Gestalten, fallen auch diese. Wird ein Mal der Weltgeist den Meißel aus der Hand legen, wird ein Mal die Menschheit ein vollendetes Gebilde sein? — Närrische Frage! Vollendung ist der Tod. Wer Nichts mehr wünscht, muß sterben, wer Nichts mehr bedarf, lebt nicht mehr. Darum sind Menschen sterblich, darum müssen Völker sinken, wenn sie die Hände in den Schoß legen und mit sattem Glück die vor ihnen ausgeschütteten Früchte belächeln. Doch die Menschheit ist ewig, weil sie ewig wünscht und ewig hofft und ewig begehrt und ewig erreicht!« —

»Am Riesenaltar der Freiheit sind die Länder nur Stufen. Eines liegt höher als das Andere, und auch

das Höchste, Glücklichste, Freiste ist nicht frei, so lange es Solche giebt, die unter ihm stehn. Denn die wahre Weltfreiheit klimmt nicht wie Jakobs Engel auf Sprossen der Leiter zum Himmel, mit einem Schritt überschreitet sie die Welt. — Noch giebt der Weltgeist nicht mit gleich vollen Händen, er ist ein peinlicher Vertheiler. Warum? — er ist kein communistischer Lykurg.«

»Nein! elend ist das Herz, dem die Furcht vor dem Ohre des Dionys den Hammer aufhält, daß es seine Forderungen nicht laut durch die Welt schlage, aber noch kleiner ist das, welchem keine Morgenröthe der Liebe aufgeht, weil die Nacht des Hasses und Wahns bleiern auf ihm lastet.«

...... »Ich höre die Ketten der Gefangenen rasseln, die Glöcklein von den Eisenhörnern der Verbrecher klingeln, ich höre den Seufzer der Unschuld mit scheuem Flügel von bleichen zitternden Lippen schweben, die Hand der Verzweiflung an Kerkergittern rütteln, und blutige Gedanken in den Seelen unversöhnter Mörder knirschen, wenn die entmenschten Henkerknechte lachen und mit hungriger Wuth ihre Beile schleifen. Wen klagen diese Bilder des Hasses und des Blutes an? — — Und wenn der Richter der Jahrtausende wägen

wollte — tief sänke die Wage des Guten, hoch stiege die Schale der Schuld — Nichtschuldig!«

...... »Wir sehnen, wir hoffen. Jahrhunderte sind hinter uns in Staub zerfallen, ihre Schrecken, ihre nächtlichen Wahnsinngestalten sind zerstoben. Was unsterblich war, blieb. Neue Zeiten heben sich empor. Schon vergoldet die Morgenröthe einer großen Geschichte ihre Häupter. Wir sehnen, wir hoffen, wir glauben; wir erblosen Schiffer der Argo, denen der grimme Strom des Lebens die Sandale vom Fuß riß, die der Spott der Gewalt zum Opfermal lockte, es höhnend zu versagen, und die der Haß der Wahrheit weit hinausstieß in den Kampf der Elemente und Geister, wir segeln gen Morgen, wir betreten ahnend den grünen Ufersaum einer neuen Welt, wir steigen zu unbekannten nur geträumten Wohnungen nieder, wo keine Mauern mehr zwischen den Herzen der Menschen stehn, keine Bajonette mehr den Schritt des Gedankens hemmen, wo auf den Trümmern mittelaltriger Gesellschaft der Chandala der Armuth glücklich neben dem Gewaltigen des Goldes wohnt, wo kein schlafloser Drachen mehr das gold'ne Vließ der Freiheit bewacht, wo die Willkür nicht Gesetze in Erz mehr haut und vom Auge der Gerechtigkeit endlich die Binde fällt.« — — —

— Der Dichter blickte vom Papier auf die Eisenstäbe seines Gefängnisses, noch spielte die Phantasie um seine Mienen — hätte er mit kaltem Blute überlesen, was er geschrieben, vielleicht hätte er über manche zu kühne Hoffnung, die ihm der Augenblick der Empfindung entrissen, gelächelt — er warf die Feder weg, er trat an das Fenster, Schatten im Auge.

Der Gedanke an seinen Vater war es, der sich ihm quälend aufdrängte; vergebens suchte er seine Befürchtungen niederzukämpfen.

Bereits war es der vierte Tag, den er im Gefängnisse zubrachte. Sein Vater lag, wie ihm der Maler geschrieben, an einem hitzigen Fieber hart darnieder; er hatte ihn nicht besuchen dürfen, seine Bitten und Vorstellungen waren fruchtlos gewesen und selbst seinen Freunden hatte man jeden Besuch bei ihm untersagt.

Werdomars Lage läßt sich eher fühlen, als schildern.

Das Kriminalgefängniß lag an dem Ende der Stadt innerhalb der Festungswälle, mit einem Flügel an eine hohe Mauer gelehnt. Es war ein großer, umfangreicher Bau von rohen Steinmassen, dem Alter und Bestimmung ein äußerst tristes und ödes Aussehen gaben. Die eine Seite enthielt drei Stockwerke mit zweien runden abgestutzten Thürmen und sah zum Theil

auf den gepflasterten, geräumigen Vorhof und über dessen Mauer und den Wall weg auf Häusermassen, die sich in sich selbst zu verlieren schienen und an denen vorüber der breite von Fahrzeugen belebte Strom hinlief.

Auf dieser Seite befand sich im Thurm Werdomars Gefängniß.

Das beständige Geklirr der Ketten, das Rufen der Wärter, das Kommen und Gehen der Wachen, die mannichfachen geräuschvollen Bewegungen der Baugefangenen, die unter Aufsicht der Wächter ihre schweren Tagesarbeiten verrichteten, brachten auch bei allem lärmenden Getön nur den erhöhten Eindruck einer Todesschweigsamkeit, einer bangen, schwülen Stille hervor, wie sie in Festungen und Arbeitszuchthäusern von so eigenthümlicher Wirkung ist.

Die Töne, welche das Ohr empfindet, scheint das Auge nicht zu begreifen, denn alle Bewegungen sind schleichend, zusammengepreßt, schwer gefesselt, überall drückt die ungeheure Eisenlast des Zwanges, und die Gesichter der Unglücklichen zeigen nur ohnmächtiges Sträuben, verbissenen Trotz, teuflischen Hohn oder Schmerzen, die an der Gewohnheit verstummt sind.

Die zwiefarbige Kleidung hob die Baugefangenen

besonders hervor. Einige trugen Holz, Andere wälzten Steine, oder fuhren Erde in Karren, an deren Griffe ihre verknochten Hände fest angeschmiedet waren. Die Kette mit dem Fuß nachschleifend, bewegten sie ihre doppelten Lasten mit der Anstrengung von Thieren, mit den stieren Blicken der Idioten, und ein Wink, noch mehr ein Kolbenstoß des Unteroffiziers reichte hin, sie zu erneuerter Thätigkeit anzuspornen.

Mitten auf dem Hofraume waren etwa sechs dieser elenden Verbrecher — wenn es im eigentlichen Sinne Verbrecher waren — an einem Brunnen mit Wasserziehen beschäftigt.

Ein Gefangener von riesigem Körperbau, dessen struppiger Bart und Haare eher beständige Kerkerluft und anhaltende Strapazen, als das Alter gebleicht zu haben schienen, drehte mit Hilfe zweier Anderer das große hölzerne Brunnenrad, während die übrigen schöpften und das Wasser in Gefäße gossen. Der finst're Trotz, der sein im Schweiße der Anstrengung glühendes Gesicht beinahe krampfhaft verzerrte, die Wuth, mit der er das Rad faßte, die ungeheure Körperkraft, die er noch anwenden konnte, trotzdem daß eine schwere Kette seine Füße schloß, eine andere, für diese anstrengenden Bewegungen jedoch nachgelassen, von da bis zur rech-

ten Hand gezogen war, die ganze Gestalt dieses Unglücklichen machte das Mitleid Werdomars im höchsten Grade rege. —

Auf der Promenade, die sich am Stromufer hinzog, bewegten sich bunte Menschenmassen, welche kamen, gingen, stehen blieben, Etwas zu erwarten schienen.

Bald kam ein Dampfbot den Fluß herabgesegelt; es führte noch ein Segelschiff am Schlepptau. Lustige Musik und Gesang schallten aus diesen mit Menschen angefüllten Fahrzeugen.

Es waren die Turner, welche im Verein mit der Liedertafel von einer Streifpartie heimkehrten.

In der Richtung gegen den Thurm, in welchem sich das Gefängniß des Dichters befand, wurde ein lautes, schallendes Vivat gerufen. Man schwenkte die Hüte. Die Hörner schmetterten.

In früheren Zeiten war Werdomar oft mit dieser heiteren Gesellschaft aus der Stadt gezogen. Jetzt verstand er den Gruß, der sich vernehmlich über Wälle und Mauern durch das Gitterfenster zu ihm Bahn machte.

Verwundert horchten die Baugefangenen im Vorhof auf: selbst das finst're Gesicht des riesigen Menschen, der das Rad umdrehte, schien sich an den un-

gewohnten Tönen der Musik und des Enthusiasmus aufzuhellen. Auch Kerkerspinnen kriechen aus ihrem Winkel froh empor und horchen, wenn Musik erschallt.

Die Böte flogen vorüber. Der Gesang verhallte hinter den Häusern.

Man klopfte an der Thüre des Gefängnisses. Der Schließer brachte einen offenen Brief von der Hand des Maler Junius.

Werdomar überflog die Zeilen mit Hast; er wußte, daß sie Nachrichten von seinem Vater enthielten, die er stündlich erwartete. Der Brief lautete folgendermaßen:

»Dein Vater lebt, mein theurer Werdomar, aber damit spreche ich Alles aus, was ich Freudiges für Dich habe. Hoffe nicht zu viel. Du bist muthig genug, das Schlimmste, das Unvermeidliche als ein standhafter Mann zu ertragen. Wohl wünschte ich Dir Hoffnung, oder wo nicht diese, wenigstens den Ersatz des Trostes zu bieten. Du selbst verlangst volle Wahrheit, und auch ich will Dir nicht durch Täuschungen einen Wahn einflößen, der um so herber werden muß, je schneller er vielleicht zerstört wird. So eben ging der Arzt fort. Er giebt keine Hoffnung — Menschenloose, Werdomar, Menschenloose. — Thäte es Pflege, Dein Vater müßte

wohl genesen. Meine Schwester Agnes weicht nicht von seinem Bette, die angesehensten Personen der Stadt drängen sich mit ihrer sicherlich ungeheuchelten Theilnahme herbei, und ich bin jeden Augenblick um ihn. Der Körper dieses Herrlichsten der Menschen will verscheiden, der starke Geist voll künstlerischen Lebens ringt sich nur langsam und widerstrebend los. Immer spricht er von Dir, Werdomar, im Schlaf und im Wachen bist nur Du sein Gedanke. In der Phantasie hatte er ein langes Gespräch mit Dir, welches mir äußerst seltsam schien, ich aber nicht verstand. Es war sehr verworren, sehr unzusammenhängend; viel polnische Namen hörte ich darunter. — Die lichten Augenblicke des kranken Meisters sind überhaupt nur selten. Das Fieber mehrt sich, mit ihm die Bluthitze seiner Vorstellungen. Nun ist es durchaus nothwendig, daß Du Deinen Vater so schnell als möglich besuchest. Es muß geschehn; so unmenschlich sind unsere Richter nicht, daß sie Dich von dem Sterbebette Deines Vaters trennen sollten. Und wäre es nur eine kleine Stunde, Du mußt sie bei ihm zubringen, er würde nicht ruhig sterben können. Deine Freunde haben schon die nöthigen Schritte gethan, Dir die Erlaub-

niß zum Besuche Deines Vaters auszuwirken, und ich bin fest überzeugt, daß sie Dir noch heute zu Theil werden wird.

In wenig Stunden hast Du weitere Nachrichten. Bis dahin, lebe wohl!«

Werdomars Gedanken flogen aus dem Kerker an das Lager seines Vaters.

XXII.

Das entschleierte Bild.

Der Maler Junius hatte sich in seiner Hoffnung, in seinem Glauben an die Menschlichkeit der Menschen nicht getäuscht. Dem Dichter war die Erlaubniß gegeben, bei seinem Vater, dessen Ende sich mit schnellen Schritten nahte, jeden Tag zwei Stunden zuzubringen.

Zwei Stunden sind eine zu kurze Zeit, wenn sich die Liebe für das Nimmerwiedersehn daran schadlos halten soll.

Spät des Abends verließ Werdomar, von zwei Polizeisoldaten begleitet, sein Gefängniß. Man hatte die Dunkelheit zu diesen Besuchsstunden festgesetzt, um den Auflauf neugieriger Menschen zu vermeiden.

Der Wagen, welcher den Dichter und seine Begleitung aufnahm, rollte schnell durch die Straßen. Die

Freude hat eilige Schwingen, die Angst überholt sie noch. Eine solche Gemüthsbewegung, wie sie sich Werdomars während des Fahrens, das ihm ewig zu dauern schien, bemächtigte, läßt sich nur mit dem Zustand der Seele vergleichen, wo sie sich in fortgesetzten Uebergängen aus einem angenehmen Traumgefühl in das Erwachen zu einer schmerzlichen Wirklichkeit befindet, und in der That waren Werdomars Empfindungen so gemischt, daß sie nur in eine sich selbst unklare Bangigkeit zusammenflossen, die gefühlt zu haben, er sich nie erinnerte.

Bei diesem Weben der Empfindungen in seinem Innern war es ihm immer wieder, als gingen die bezaubernden Augen seiner Mutter darin auf. Er brannte vor Verlangen, die Fortentwickelung ihrer Geschichte aus seines Vaters Munde zu empfangen — doch war dieser vielleicht nicht mehr im Stande, die Erzählung zu vollenden. — —

Werdomar stieg hastig die steilen Treppen empor, die zu des alten Meisters Gemach führten; die Polizeiwächter folgten.

»Still, er schläft,« flüsterte der Maler seinen Freund mit stummer Umarmung an der Thüre empfangend und eine bedeutsame Geberde machend.

Vorsichtig traten sie in die Stube. Die Sergeanten blieben als gezwung'ne Theilnehmer einer heiligen Stunde der Pietät im Hausflur zurück, wo sie sich auf eine Bank niedersetzten, abwartend bis die flüchtige Zeit mit ihren Wonnen und Schmerzen würde vorübergegangen sein.

Auch vor das Allerheiligste menschlicher Andacht, wohin sich der Flüchtling, der ein Asyl sucht, retten und wohin keine irdische Macht dringen darf, lagert sich die Spießbürgerwache der profanen Zwecke; das heißt: Gott mit Säbeln bewachen.

Der matte Schein eines Lichtes, welches hinter einem grünen Schirm auf dem Leuchter brannte, schimmerte Werdomar entgegen, als er die Thüre öffnete und nach dem Bette des Meisters leise hinschlich. Schweigend reichte er einem jungen Mädchen die Hand.

Es war Agnes, die Schwester des Malers, seine Freundin; ihr Gesicht glich dem des Bruders, hatte ganz die offne, gutmüthige Miene, denselben Zug von seligscher Innigkeit. Ihre Augen waren rothgeweint, und gingen bei dem Anblick des Dichters wieder in Thränen über.

Junius warf seiner Schwester einen ungehaltenen Blick zu.

Der Kranke lag im Schlummer. Sein bleiches, eingefallenes Gesicht, seine hohe, kahle Stirne, sein schwaches graues Haar gaben nur undeutliche Umrisse, zu schwankend und verdunkelt war der Lichtschimmer. Doch bemerkte Werdomar, indem er sich über den Schlummernden hinneigte, die rothen Flecke, die Boten des Todes, die sich Rosenblättern ähnlich auf die Wangen des Sterbenden gelegt hatten.

Was in der Seele Werdomars in diesen Augenblicken vorging, mag sich nur das Gefühl vergegenwärtigen.

An dem Sterbelager uns ferne stehender Menschen haben wir wohl neben dem Mitleiden noch Zeit und Ruhe, über diese große Minute des Todes, die Geschichte der Vergänglichkeit nachzudenken, oder das Schicksal des Großen und Herrlichen zu beweinen, das vor dem Niedrigen und Geringen im Tode Nichts voraus hat, als einen größeren Schmerz; doch Werdomar fühlte an dem Bette seines Vaters, nur daß es sein Vater war, den er bald verlieren sollte.

Das Rasseln eines Wagens, der eben in die Straße einfuhr und in der Nähe des Hauses zu halten schien, weckte den Schlummernden.

Blick und Geberde zeigte ein volles, klares Bewußt-

sein. Das Leben begann sich noch ein Mal in sich zusammenzuraffen, um an dieser letzten Anstrengung zu vergehn.

»Du bist da« — sagte August Haller matt, seinen Arm nach dem Sohne hinbewegend, den er erkannt hatte — »das ist gut« —

Werdomar hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt und die Hände seines Vaters in die Seinigen genommen; für die Flut seiner Empfindungen waren Worte zu klein.

— Man hörte starke, schnelle Männertritte die Treppe heraufkommen — —

Angestrengt schien der Meister aufzuhorchen.

»Hörtest Du Nichts?« fragte er mit einem eigenthümlichen Tone — »wie wird mir doch zu Sinnen, Werdomar; gehe doch hinaus« — —

Näher kamen die Männertritte —

Es ward an die Thüre geklopft — —

Werdomar öffnete mit dem Licht in der Hand.

Der Schein fiel auf die heroische Gestalt und das melancholisch finst're Gesicht Wladislav Dossolny's.

Ueberrascht blieb der Graf an der Schwelle stehn, und warf einen staunenden Blick auf seinen Freund,

das Krankenbette, und die Personen, welche daran standen. . . . .

»Wladislav!« rief Werdomar laut, »Du bist es!« Er stürzte an die Brust des Polen.

Der Maler trat schnell herzu, und wenige Worte reichten hin, den fragendən Grafen über das, was ihn in Erstaunen setzte, aufzuklären.

Während Werdomar und Junius noch mit Wladislav beschäftigt waren — sie standen von dem Lager des Greisen einige Schritte entfernt — hatte sich August Haller mit Anstrengung etwas empor gehoben, und seine Hände auf die Randseiten des Lagers stemmend, richtete er in dieser unbeweglichen Stellung seine Augen starr auf Wladislav's Gesicht —

»Tritt an das Bette meines Vaters,« sagte Werdomar zu dem Grafen, »lange sehnte er sich, Dich kennen zu lernen; o! wie froh bin ich, daß es geschieht.«

Er führte Wladislav zum Kranken: »Dies ist der polnische Graf, mein Vater« —

»Daß ich Sie nicht in einer glücklicheren Stunde kennen lernen darf, Vater meines theuersten Freundes« — sprach der Pole bewegt und zugleich überrascht von der seltsamen Weise, in welcher ihn der Alte anstarrte.

»Das Licht näher!« rief August Haller hastig, sich höher aufrichtend — »Ihre Züge .... dieses Angesicht .... Gott! ich sah es in Prag ... Joseph Dossolny!«

»Das war mein Vater!« sprach der Graf lebhaft — »Wie, Sie kannten Joseph Dossolny?«

»Dein Vater?!« ...... Des Alten Ansehn gewann plötzlich eine unsagbare Lichtfarbe, ein seltsames Schimmern der Züge, eine beinahe prophetische Klarheit. Seine Augen traten groß und hell hervor, auf der Stirne begannen die Adern zu spielen — — »Pole!« rief er, »was sagtest Du da? und Deine Mutter hieß?«

»Anna Plochy,« antwortete Wladislav bleich.

August Haller sank in die Kissen nieder, seine Brust fing heftig an zu arbeiten.

Er riß sich wieder auf, er streckte seine zitternden Arme weit empor: »Gott, rief er, das vor meinem Tode noch!« — Dann sagte er mit flammenden Zügen und einer feierlichen Stimme, welche die Nerven Aller durchdrang: »Hebe den Schleier von diesem Bilde, Wladislav Dossolny, Werdomar leuchte Du!« —

— — — — — — — —

Werdomar nahm das Licht. Kaum vermogte es seine bebende Hand zu halten. Er war todtenbleich, gewaltsam schlug ihm das Herz gegen die Brust. Er wußte nicht, was ihm geschah. Nur eine eiserne Last fühlte er auf seiner Seele liegen, und ihm den Athem niederdrücken, und sich in diesem Moment an der Schwelle einer großen Zukunft stehn.

Der Graf war neben dem Lager des Meisters auf einen Stuhl gestiegen. Mehr mechanisch als bewußt hob er den Arm, die Decke von dem Bildniß fort zu ziehn.

In diesem seltsamen Augenblick, da Wladislav seine Hand an den Schleier des Gemäldes legte, Werdomar das Licht hoch empor hielt, und August Haller im Bette aufgerichtet, mit gefalteten Händen das Bild anstarrte, war es, als fließe ein feierliches Schweigen der Ahnung durch das kleine Zimmer. Das gepreßte Athmen Aller ließ sich hören. —

Da zog der Graf die Decke fort .....

Das Licht fiel auf das Bild einer schönen Jungfrau mit schwarzen Haaren und schwarzen glühenden Augen.

»Meine Mutter!« schrie der Pole — und sprang wie vom Blitz getroffen vom Stuhl.

Werdomar wankte, der Maler griff das Licht aus seiner sinkenden Hand auf.

»Deine Mutter, Werdomars Mutter!« rief der Greis des Polen Arm krampfhaft erfassend. „Sie war mein Weib!«

Der Graf blieb eine Minute wie eine Steinsäule stehn, dann stürzte er auf seine Knie nieder und umschlang den Greis mit seinen Armen, leidenschaftliche, hastige, unverständliche Worte ausstoßend, dann sprang er auf, dann riß er Werdomar an sich, bald dessen Namen, bald den seiner Mutter, bald den des Meisters rufend.

»O! meine Ahnung,« rief Werdomar .... »mein Bruder!« — Ein Laut der Entzückung klang durch das Zimmer. Im Hausflur standen die Sergeanten lauschend, das Ohr an die Thüre gelegt.

Agnes war auf einen Sessel gesunken und schluchzte laut, der Greis hielt himmlisch lächelnd seine Arme nach den Brüdern ausgestreckt, und der Maler stand unbeweglich mit erhobenem Lichte diese Gruppe beleuchtend.

»Söhne einer Mutter,« stammelte der Greis — Seine Sprache stockte wieder. Es schlich eine feierliche Minute hin. — —

»Sprich mein Vater!« rief Wladislav, »ah! ist es möglich? Meine Mutter — ich beschwöre Dich, löse mir diese Räthsel auf, die mich so lange verzehrten — ist es wirklich so? kann es sein. Sprich doch nur, sprich!«

»Setzt Euch zu mir, Werdomar, Wladislav,« sagte der Alte begeistert — — — »Träumen wir wohl? Du Josephs, Du Annas Sohn?! Sieh' mich doch an, Pole — freilich — Du ertrankst nicht, wer sagte es doch? In Zwolna fanden wir Dich ja und begruben Dich . . . o! das waren höllische Teufel!« —

»Mein Vater, man hatte uns ins Kloster gebracht, meine Schwester Lodoiska und mich, ein Franziskaner hatte uns aus Zwolna entführt. Der Mönch Bernard und Rumier retteten uns nach langen Jahren; brachten uns nach Polen zurück, ah! unsre Mutter — wir fanden sie nicht — Sprich doch, mein Vater, was war ihr Schicksal?«

»Wladislav,« antwortete der Greis; seine Vorstellungen schienen sich zu verwirren, und seine Sprache wurde klangloser; »meiner Anna Sohn, beuge Dich doch näher zu mir, junger Dossolny, laß mich doch Deine Züge betrachten. Wir müssen uns besinnen, Graf — Warschau war schön, und Zwolna!

Ihr wart sehr klein, Ihr liebtet mich sehr, aber Werner liebtet Ihr nicht.«

Der Pole rief, wild emporspringend: »Ah! bei meinem Vaterland, ich erkenne Dich nun, Du bist August, der freundliche Deutsche bist Du, unser Trost in jenen Tagen des Weh's. Ah! daß ich's nicht ahnte« —

August Haller nickte lächelnd: »Komm her, Wladislav, junger Pole, mein Gott — wie hat sich Eure Mutter um Euch gegrämt, und wo blieb Lodoiska, Deine kleine Schwester, die mich so lieb hatte?«

Todt; ist todt, sagte der Graf schnell.

»Ach ja! Lodoiska ertrank,« sprach der Greis sich verwirrend. »Bleibe nur bei mir Wladislav, Du hast noch eine Stunde Zeit, guter Sohn Werdomar. Und hätte Eure Mutter das gewußt, daß Ihr im Kloster war't. — Auch Rumier lebt nicht mehr, er fiel unter den Franzosen.«

Der Graf schüttelte schmerzlich das Haupt: »Nein! Nein! ich hab' ihn vergraben im Kloster. Aber meine Mutter, ich beschwöre Dich, sprich! Wohin floh sie, wo lebte sie, wie ward sie Dein Weib, wo starb sie?«

»Erzähle uns, mein Vater,« flehte Werdomar. Du sahst sie in Prag, und dann?«

Eure Mutter? — Sie verließ Zwolna, ich schützte

und geleitete sie nach Deutschland, ich warb um ihre Hand, sie wurde meine Gattin. Und hätte sie nur gewußt, daß Ihr im Kloster war't, Werdomar und Wladislav, welch' ein Glück wäre das gewesen — Besinne Dich doch auf Manfred« —

Der Pole ward bei diesem Namen schrecklich finster und legte seine Hand auf das Herz —

»Nicht doch! Werner hieß er ja, später nannte er sich Manfred; der verrieth Joseph Dossolny« — —

— »Das war der Vater dieses Manfred, den Du erschossest,« rief Werdomar heftig, »wie spät, wie schrecklich gerächt!«

Diese Worte schienen Wladislav mit Entsetzen zu erfassen. Er sprang empor, seine Hände in einander gepreßt, stand er da. Das Entsetzen schien sich in eine furchtbare Lust umzuwandeln. In seinen funkelnden Augen glühte Manfreds Blut.

»Verräther!« murmelte er, »das war sein Sohn, sein Sohn!« — »Vater,« sagte er darauf, sich an den Greis wendend, leidenschaftlich: »Dieser Manfred, den ich im Duell erschoß, war die Ursache von Lodoiska's Tode« —

»Von Lodoiskas Tode,« wiederholte August Haller, sich auf Werdomars Arm aufhebend, mit einem

unstäten Blick. »Werner war Schuld an Anna's Tode — es war im Kriege, er« — — Der Alte stammelte einige Worte, die nicht zu verstehn waren, dann zuckte es über sein Gesicht, sein Haupt sank.

»Wie?« fragte der Graf, »warum? O! sprich doch nur« —

Der Sterbende hörte die Fragen nicht mehr, er winkte Werdomar matt mit der Hand, als hätte er ihm noch Etwas zu sagen. Doch die Eisblume des Todes gefror schnell über seiner Stirne und seinen Wangen. Werdomar umfaßte ihn, Wladislav war niedergekniet und hielt die Hand des sterbenden Gemahls seiner Mutter.

Die letzten Blicke des Meisters versprühten über den Brüdern. Er war todt.

— »Herr Haller,« rief der Polizeikommissair in die Thüre tretend, »die Zeit ist abgelaufen, wir müssen in das Gefängniß zurück.«

»Ja!« sagte Werdomar wie aus einem tiefen Traum erwachend, indem er die Leiche seines Vaters, die er mit einem Arm umschlungen hielt, sanft niederlegte, und emporsah, »es ist vorüber« ... »In's Gefängniß? Ja! Sie haben Recht. Ich vergaß mich, ich werde gehn.«

»Wie?« rief der Graf, der sich mit einem Male daran erinnerte, was ihm der Maler bei seinem Eintreten in dies Zimmer gesagt hatte, und sich besann, Polizeisoldaten im Hause gesehn zu haben, »wie? Du sollst jetzt in's Gefängniß zurück? von der Leiche Deines Vaters, in dem Augenblick, da er sein Leben an Deiner Brust ausgehaucht hat, in diesem heiligen Augenblick, der für uns eine Unendlichkeit geworden?« — — »Fort! Wage es Niemand hier einzutreten in dieses Gotteshaus! Fort! Mensch, entweihe diese Stätte nicht mit Deiner unheiligen Hand, mit Deinem lüsternen Auge, mit Deinem frechen Fuß. Ich will Dich zerschmettern!« ...

Der Pole schritt entrüstet auf den Polizeibeamten zu, ihn mit seinen Blicken durchbohrend, und faßte ihn mit Löwenstärke bei der Brust.

Junius sprang herbei und riß seine Hand fort. »Mein Herr,« sagte er sanft und entschuldigend zu dem Offizianten, »Sie sehen, der Tod hat seine traurige Wohnung hier aufgeschlagen, gönnen Sie dem Gefangenen noch eine kleine Frist, an der Leiche seines Vaters zu trauern. Es ist eine Pflicht der Menschlichkeit, die Sie vor ihren Oberen leicht verantworten werden.«

Der Polizeibeamte, der erst erschreckt zurückgefahren, dann durch des Malers Vermittlung von der ungestümen Hand Wladislavs befreit, sich wieder gesammelt hatte, bewilligte eine halbe Stunde über die schon verfloss'ne gesetzmäßige Urlaubszeit. »Herr, sagte er dann zu dem Grafen, ich verzeihe Ihnen um dieser schmerzlichen Umstände willen; ich wünschte, Sie achteten den Menschen in mir, und begriffen, daß auch einem Polizeibeamten noch so viel Empfindung bleibt, in Lagen wie diese es ist, sein Amt zu verwünschen.«

Der Pole ging zornig auf und nieder und warf erst seitwärts grimme Blicke nach dem Ehrenmanne, der ein menschlich Herz im Leibe trug, dann beruhigte er sich, und der Beamte verließ das Zimmer. —

Auch Agnes war einige Zeit vorher hinausgeschlichen. Die drei befreundeten Männer waren im Todtenzimmer allein. —

Wie im Leben lag der entschlaf'ne Meister da, ein stilles Bild. Die Brüder standen stumm vor ihm, Werdomar wie in einem Zauber befangen, getheilt zwischen extremen Gemüthsbewegungen, Wladislav tief versenkt in die Erinnerungen alter Zeiten, die er in Warschau, in Zwolna, in dem Kloster gelebt. Nur

dann und wann fiel ein Lichtstreif der Gegenwart über seine dunklen Züge.

Die Gefühle dieser beiden Männer, die sich so plötzlich Brüder geworden waren, hätten laut in einander stürzen, aufsprudelnd sich in einander ergießen mögen — der Anblick des stillen Todten hielt sie wunderbar gebannt. Es waren außerordentliche Empfindungen, unsagbare Zustände. Es waren tiefe Schmerzen von der Freude angeregt, von der lebendigsten Wonne, die gefühlt werden kann, getragen, Leiden, die, wenn sie aus dem erschütterten Grunde der Seele emporstiegen, eine räthselhafte Hand in das Gegentheil verkehrte, und Werdomar hauptsächlich wußte nicht, was er fühlen, was er festhalten sollte, seine Trauer oder seine Lust.

»Wie herrlich dieses schlummernde Angesicht ist,« sagte er, »herrlich wie eine Silberwolke am Abend. Das ist der Schlummer der Harmonie, ein melodisches Sinnen und Träumen, und wenn dieses große Herz auferwacht, hat es das Lied gefunden und tönt es seiner Welt von Neuem« —

»Unsichtbare Fäden gehn vom Leben aus,« fiel Junius ein, »wir wissen nicht, wohin sie sich verbrei-

ten, wissen nicht, welche Hand sie zerschneidet, oder wieder knüpft.«

»Ah!« sagte Wladislav, »ich fasse dies Alles nicht. Dies ist August, dies. Mehr als dreißig Jahre sind's her, 's war in Zwolna, da ich ihn bei meiner Mutter zum letzten Male sah. August ist's, dieser greise, dieser blasse Todte — ah! meine Mutter war sein Weib — — Ihr Bild hier; in Zwolna hing's, das weiß ich sehr wohl — — dies, mein Bruder, meiner Mutter Sohn — und Werner, Manfred — Ich habe keine größere Stunde gelebt! ich saß am verschatteten Fuße meines Lebens, wie am Fuße einer Riesensphinx und starrte sein steinernes Räthselangesicht an und konnte es nicht entziffern« — —

»Der Tod hat hier Leben entschleiert,« sprach Werdomar, »ich kann meine Gedanken nicht begreifen. Was war es denn, was hier vorgegangen ist?«

Der Maler schlich im Zimmer umher, seine Rührung niederkämpfend.

Werdomar setzte sich auf das Leichenbette; sinnend strich er die grauen Locken von der kalten Stirne des Meisters.

Der Graf stand mit verschränkten Armen da, ge-

dankenlos schien er das Thun seines Bruders zu betrachten.

— Der Gefangene ward gerufen —

Es wartete seiner das verschloss'ne, unheimliche Thurmzimmer mit seinen vergitterten Fenstern, seiner schwülen Luft, seiner furchtbaren Stille.

Der Graf war außer sich. Der Gedanke, Werdomar jetzt zu verlieren, ihn jetzt in das Gefängniß wandern zu sehen, erfüllte seine Brust mit verzweifeltem Grimm, und ließ sein Blut in den Adern sieden.

Der Maler suchte ihn zu besänftigen, indem er daran erinnerte, daß der befehlenden Nothwendigkeit sich ruhig fügen, ihre Last erleichtern heiße, und daß die Hoheit dieser inhaltsschweren Lebensmomente gerade durch Werdomars trostlose Lage einen heiligen Ernst empfänge.

Der Dichter nahm von den Resten seines Vaters ergreifend Abschied. Mit Gewalt mußte er sich aus den Armen Wladislavs losreißen.

Er wankte aus dem Hause, in den unten bereit stehenden Wagen.

Die Elemente des Seins schienen aufgelöst in seiner Brust zu gähren, aber ihr Stürmen war eine gewaltige Musik, ihr neues mächtiges Sichgestalten eine

erhabene Dichtung. Er fühlte weder die Erde unter seinen Füßen, noch den Himmel über seinem Haupte; beide waren ihm in einander gesunken. Ein Zustand war's, wo der Mensch mehr ist als Mensch, wo er mit seiner Hand ein Mal gewaltsam in die Brust Gottes faßt, zu fühlen ob ein Herz darin sei, oder keines, und elektrisch getroffen, aus seinem Pol geschleudert wird.

XXIII.

Die Flucht.

Die Ereignisse jenes Abends, den wir dem Leser eben schilderten, waren in der Residenz schnell bekannt geworden und bildeten in allen Zirkeln das Tagesgespräch.

Obwohl eine große Stadt bei einem immer offnen Ohre selten eine offne, warme Brust hat, obwohl sie alle interessanten Erscheinungen nur als Modeblüthen der Empfindung aufzunehmen pflegt, mag der Baum, welcher sie hervorbrachte, im Elysium, oder auf den Kloaken der Verworfenheit, oder den Katakomben der Verzweiflung wurzeln, gleichviel, wenn seine Blüthe nur ein Opiat ist — so erweckte Werdomars Lage dennoch mehr als die Koketterie flüchtiger Theilnahme, sie erweckte das tiefere Interesse der Zeit, abgesehen von seinen persönlichen Verhältnissen.

Erhöht wurde dies durch das Leichenbegängniß August Haller's, der bisher unbekannt oder unbeachtet, nun im Tode eine öffentliche Person wurde, und Huldigungen empfing, die man für eine große Ironie halten mögte, wenn es nicht wahr wäre, daß die Maske des Todes in der Regel den Zwecken des Lebens dienstbar wird.

Dem Dichter war es nicht erlaubt worden, die Ueberreste seines Vaters zu Grabe geleiten zu dürfen. Mit seinem Willen hatte Wladislav ein einfaches Leichenbegängniß veranstaltet, beide hatten eine stille, unbemerkte Feier gewünscht. Aber hinter dem Leichenwagen, dem der Graf und der Maler folgten, reihte sich dennoch eine unabsehbare Trauerlinie, die sich immer wachsend durch die überfüllten, zum Theil festlich geschmückten Straßen zog, und das Zeugniß eines schöneren Enthusiasmus ablegte, als wie er sonst in den leicht erregbaren Gemüthern der Hauptstädter schnell entsteht, schnell verschwindet. —

»Jetzt Thaten!!« sagte Wladislav zu seinem Freunde Junius, als sie vom Grabhügel des Meisters heimgekehrt waren und neben einander in der freundlichen Malerwohnung saßen — das Zimmer war mit Tableaus ausgeschmückt, viele Landschaftstücke befanden

sich darunter, die frühesten Arbeiten des Malers; überall Seele, wenig Ausführung. An der einen Wand sah man einen großen Carton, die Nibelungen im Kampfe skizzirend; auf der Staffel stand ein angefangenes Werk, Byrons Gulnare, die sich über den gefesselten Corsaren beugt, die Fackel in der Hand. —

»So wahr ich dumpfe Mauern kenne, so wahr ich die schwere Sklavenluft mit vollen Lungen geathmet habe, und so wahr ich ein Schwerdt zu führen weiß,« fuhr der Pole fort, »in drei Tagen muß er jenseits der Gebirge dort sein, wo der Wind sein Freiheitsroß auf dem Meer tummelt und die Wellen lustig tanzen. Ah! 's wird schön sein, Junius; ich will die Erde durchstreifen, ich liebe das Meer und die blauen Küsten da im Westen mit ihren offnen sonnverbrannten Felsenstirnen und ihrem verwirrten Tropenhaar. Was soll ich hier ohne Zweck?«

Der Pole lachte und ging im Zimmer schnell auf und ab. Seine lebendige Slavennatur kontrastirte sehr stark mit dem sanften Ausdruck des Malers, der ihn aus seinen blauen Augen treuherzig ansah.

Der Pole dachte an Kosciusko und Amerika.

»Amerika! Amerika!« sagte der Maler kopfschüttelnd, »mir will's nicht in den Sinn, daß Ihr über

den Ocean sollt. Warum dem Vaterlande die Kräfte entziehn, deren es bedarf? O! Deutschland ist zu beklagen, daß es von jeher seiner besten Männer sich beraubt sehn mußte — und diese mögen sich bitter schämen, wenn sie ihre Heimat feige verlassen, so lange ihnen noch irgend ein gastlicher Winkel darauf bleibt, deutsch zu sein. Ohne die äußerste Noth aus der Heimat gehn heißt sie verrathen. Heimatluft ist die Muttermilch, die wir saugen, Wladislav.« —

— — »Mein Freund,« unterbrach der Pole Junius, der mit Wärme gesprochen hatte, »gelten Deine Worte auch mir? Heimatluft, Muttermilch — wenn sie nicht verpestet und vergiftet wäre. — Polen und Juden, die suche in der Welt zusammen, und Du wirst ihre Heimat finden.« —

»Eine Schmach, daß dies wahr ist, Wladislav,« fiel der Maler mit Lebhaftigkeit ein, »ich vergaß Dein Vaterland, ich dachte nur an uns. Doch, Wladislav, warum gesellst Du Dich nicht zu Deinen Landesleuten, die in Belgien oder in Frankreich und England leben, warum bestehst Du darauf, nach Amerika zu gehn?«

— »Trauriges Dasein, jene Schattenexistenz meines Volks in Europa,« entgegnete der Graf. »Soll ich nach Paris gehn, am Hofe Czartoriski's mit

Puppen zu spielen? Nach Poitiers soll ich, nach Brüssel, Aristokrat sein mit Olizar, Demokrat mit Lelewel? ... Ah! diese Gesellschaften, was fruchten sie, so lange sie nicht ein Grundsatz, ein Interesse, ein Wille belebt, der Wille, nicht Magnaten, sondern Volk zu sein? — Junius, nein! lieber kein Leben, als Scheinleben, lieber keine Hoffnung, als eine Chimäre, lieber weit, weit vom Vaterland, als thatenlos sich in seiner Nähe vergrämen. Ah! ich bin satt, dieses kleine Europa!« — —

Junius wiegte still sein Haupt. Er wußte Nichts zu entgegnen.

Darauf fuhr der Graf fort, während seine Züge wieder entsetzlich finster wurden: »Als noch Manfred lebte, 's war mir wohl da, Junius; er gab mir zu thun, suchen konnte ich nach ihm unermüdlich; 's war mir wohl. Jetzt ist's sehr öde hier — — nach Amerika!« — —

Der Maler erschrack vor diesen Worten des Polen, welche tiefe Blicke in die Leidenschaftlichkeit seiner Natur werfen ließen. »Ich zweifle nicht,« sagte er ablenkend, »daß Werdomar Dir folgen wird, aber ich bedaure das und wäre es auch nur, weil ich fürchten muß, Euch nimmer wieder zu sehn.«

— »Was fesselt auch Werdomar hier?« sagte der

Graf. »Ist er seinem Vaterland Dank schuldig? Wird er nicht verfolgt und verstoßen, wo er sich zeigt? Er ist arm, ich bin es nicht. Wir werden so glücklich leben, als wir's ohne Vaterland mögen. Schwer ist's, ah! das ist sehr schwer! — Doch trennen kann ich mich von dem Sohne meiner Mutter nicht mehr — 's ist seltsam, wie's sich gefügt dies Leben; Manches blieb mir noch unaufgeschlossen, noch sind mir nicht alle Räthsel gelöst — — Erst muß er frei sein.« — —

... Der Pole war nicht müßig. Mit der Energie, die seiner Natur eigen war und der vollen glühenden Sehnsucht nach einem Bruder, den ihm das Schicksal gleichsam als Ersatz für alle seine zerstörten Freuden mitten in der dumpfen Resignation des Schmerzes zugeführt hatte, wußte er die Vorbereitungen zu Werdomars Flucht zu betreiben.

Jedenfalls erschien das Unternehmen außerordentlich schwierig, wenn die Wachsamkeit der Posten, die bei Nacht alle Zugänge besetzt hielten, die Höhe der Mauer und des Wallgrabens, und vor allen Dingen die Unbeholfenheit eines deutschen Dichters, der zu solchen gewagten Abenteuern weder Geschick noch die erforderliche Behutsamkeit besitzen konnte, in Anschlag gebracht wurde.

Dem Polen wäre es in ähnlicher Lage leicht ge-

worden, alle Hindernisse zu besiegen, seine Gewandheit würde seiner Körperkraft gleichmäßig zu Hilfe gekommen sein, und seine Erfahrungen allein hätten ihm unzählige Wege zur Flucht an die Hand gegeben.

Werdomar war eine deutsche Natur. Der Deutsche hat das Handeln verlernt und Grübeln dafür eingetauscht; selbst in Ketten geschlagen fühlt er sein Schicksal ideal, künstlerisch. Werdomar hatte vollauf zu thun, seine Empfindungen zu einem plastischen Ganzen durchzufühlen. Nachdem sich der Sturm in seinem Gemüthe besänftigt hatte, ging in ihm eine schöne Verklärung der Poesie auf und mit dem wahren und tiefen Entzücken des Künstlers betrachtete er eine neue Form seiner innern Welt. In sich selbst thätig, war er es nicht außen. Nur Wladislav riß ihn empor . . .

Er hatte sich mit dem Gedanken an Flucht vertraut gemacht, vertraut gemacht auch mit dem Plan, nach Amerika zu gehn, wie es ihm Wladislav mitgetheilt hatte. Mußte er ein Mal sein Vaterland verlassen, dann war es ihm gleichgültig, wohin er ging, nur seinen Bruder konnte er nicht missen. —

Mit Hilfe des Schließers, welchen der Graf durch Gold gewonnen hatte, war Werdomar in Besitz eines Seils und einer Feile gekommen, der wenigen und

dürftigen Mittel, welche hinreichend waren, ihn aus seinem Thurmgemach zu befreien.

Zwei Nächte brachte er damit zu, die Eisenstäbe des Fenstergitters zu zerschneiden. Wenn er mit ungeheurer Anstrengung daran arbeitete, der Schweiß ihm über das Gesicht rann, und seine Hand von dem ungewohnten Werk und dem Bestreben, sich dabei durch kein Geräusch zu verrathen, erschöpft niedersank, wenn er dann in die schweigende Nacht hinausblickte, welche das alte Gemäuer, den Strom, die Stadt, die Landschaft mit seltsamen Schatten umschleierte, und durch die Majestät ihrer Ruhe das alte poetische Bild romantischer Zeiten wieder aufzurichten schien, dachte er an ähnliche düstere Situationen jener Kerkerhelden, denen ein eiserner Arm, oder die Liebe einer feenhaften Maid Mauern zerbrechen half, und zog dann Parallelen zwischen einem friedfertigen Poeten aus dem neunzehnten Jahrhundert und einem mittelaltrigen Heroen, so heiter als es ihm seine Gedanken und der immer wühlende Schmerz um seinen Vater erlaubten . . .

— — Hinter dem Gitter steht ein ewiges Genrebild der Zeit und feilt und feilt. Von draußen lugt der schlaue Mond herein, leuchtet dazu und schweigt. — Wohl manche Hand sah er Kerkerstäbe zerschneiden,

manches bleiche Gesicht ungeduldig zu sich aufschauen.

.... wieder ein Stab durch! — wenn's der Letzte wäre. — — Was regte sich da? — 'S war die Thurmfahne nur, die im Winde schrillt, es war der Marder nur, der am Gemäuer klettert. — Feile! Feile! Feile! — —

... In der dritten Nacht hatte Werdomar seine Arbeit beendigt. Die Eisenstäbe waren ausgehoben.

Er stand am Fenster. Es war ein Uhr. Nichts regte sich.

Am Himmel jagten schwarze Wolken. Matt hing die Mondsichel wie eine heidnische Figur, umlagert von dunklen Riesenschattengestalten, und beschimmerte nur auf Augenblicke und spärlich die Masten der Schiffe, welche am Kai ankerten.

Mit klopfendem Herzen harrte Werdomar dem Zeichen entgegen, welches der Pole vom Fluß her geben sollte.

Endlich unterschied sein scharfes Auge einen Kahn, den ein Mann vom anderen Ufer herüberruderte. Er hielt eine brennende Laterne in der Hand, wiegte sich einige Minuten lang auf der Mitte des Flusses, und schoß dann pfeilgeschwind herüber, löschte das Licht aus, landete und verschwand in der Dunkelheit unter den

Bäumen, welche oberhalb einen Theil des Uferrandes einfassten.

Schnell schlang Werdomar das Seil um das hölzerne Kreuz des Fensters und ließ sich vorsichtig daran herab. Ein schwindelndes Grauen überfiel ihn, als er in der Luft schwebend niederglitt und am unteren Stock blitzschnell vorüberfahrend, die Kette eines Gefangenen rasseln hörte, der sich vielleicht in schweren Träumen eben auf seinem Strohlager wälzen mogte.

Am Boden angelangt, ließ der Dichter das Seil hängen, ohne sich umzuschauen, und schlich eilig über die Steine des Hofraumes, an dem großen Brunnen vorüber, nach der hinteren Seite, wo, wie er wußte die Schildwache nicht hinzukommen pflegte, weil dort im halbverfall'nen Thurme keine Gefangenen saßen, nur eine Rüstkammer befindlich war.

Der Himmel war so stark umdüstert, daß Werdomar unmöglich bemerkt werden konnte. Deutlich hörte er den Posten auf dem anderen Ende aus dem Schilderhause treten und mit kurzen Schritten an der Seite des anderen Thurmes auf und abgehen, aber zum Glück kam die Wache nicht weiter, konnte also weder das Seil, noch den Flüchtling gewahren.

— In solchen Lagen rettet allein die Gunst des

Zufalls. Es scheint wirklich, als ließe sich der immer wache Zufall durch einen entschlossenen Willen zum Mitleid bewegen, denn unter so vielen Fluchtversuchen, mißlingen im Ganzen wenige. —

Werdomar erstieg die Mauer mit einer Behändigkeit, über welche er nachher selbst erstaunen mußte, und die er nur seiner Hast, seiner Furcht vor Entdeckung und der äußersten bewußtlosen Anspannung aller seiner psychischen Kräfte zuschreiben konnte. Von der Mauer schwang er sich auf den Wall, in den Wallgraben nieder, welcher trocken und mit Gras überwachsen war. Einen Augenblick blieb er hier athemholend und ängstlich umsichhorchend in einem Erdeinschnitt stehn.

Wie sollte er die steile Wand der entgegengesetzten Seite emporklimmen? Ohne Hilfe eines Zweiten war dies unmöglich und er selbst kannte die Oertlichkeit gar nicht.

Wladislav ließ sich nicht sehn. Der Verabredung gemäß sollte er durch eine Pforte, welche unter dem Wall wegführte und die ihm der Schließer bezeichnet hatte, seinen Bruder ins Freie geleiten. Verfehlte der Graf diesen Durchgang, so war Werdomars Bemühen vereitelt, er mußte entdeckt werden.

Nach einigen qualvollen Minuten, welche der Flücht-

ling in jenem Erdeinschnitt zubrachte, immer lauschend, immer vor sich spähend, erblickte er bei dem falben Schimmer der Nacht einen Wachposten, der auf dem gegenüberstehenden Wallaufwurf einhergeschritten kam.

Der Soldat blieb Werdomars Versteck fast gegenüber gerichtet stehen, lehnte das Gewehr an den Fuß, rieb sich die Hände und summte mit halblauter Stimme eine Strophe aus dem Prinz Eugen:

„Prinz Eugen ward sehr betrübet,
„Weil er ihn so sehr geliebet
„Ließ ihn bringen nach Peterwardein.“

Jetzt öffnete sich behutsam die verhängnißvolle Pforte, wenig seitwärts unter dem Standpunkte des Postens, der, weil er hoch darüber stand, den daraus hervorglitzernden Lichtschein nicht bemerken konnte. Es war der Graf, er hatte den Gang gefunden und war richtig bis zum Wallgraben gelangt.

— Wird er mit der Leuchte heraustreten? Wird er eine Bewegung, ein Geräusch machen? —

Die Thüre öffnet sich nur bis zur Spalte. Das Licht malt einen schwachen, gebroch'nen Streifen auf den Boden. Werdomar sieht es, er zwängt sich mehr in die Erdwand ein. Eben tritt der Mond hervor, nur einen Augenblick lang, dann jagen wieder schwarze Wolken über ihn hin.

Die Schildwache sieht sich nach dem Himmel um, sie summt dann wieder:

„Guten, Tag, lieber Herr Kommandant,*)
„Ich hab eine Bitt an Euch
„Wollet meiner Bitte gedenken
„Und mir die Gefang'nen losschenken,
„Dazu meinen eig'nen Schatz."

„Ach nein! ach nein, liebes Mägdelein
„Das kann, das darf nicht sein.
„Die Gefang'nen die müssen sterben,
„Gottes Reich sollen sie ererben
„Dazu die Seligkeit."

„Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
„Ein Hemd' so weiß wie Schnee.
„Sieh' da, du Guter und du Feiner,
„Du Herzallerliebster und du Meiner,
„Das soll dein Sterbkleid sein."

Der gesangreiche Kriegsposten, der wahrscheinlich ein junger Mensch war und sich die Langeweile zu verscheuchen suchte, nahm das Gewehr auf die Schulter, und schritt langsam zurück, wie er gekommen war.

Werdomar, dem seine Lage diesem singenden Soldaten oben und dem lauernden Wladislav unten gegenüber bei aller Furcht höchst seltsam erschien, hörte jenen im Fortgehn noch die Worte sagen: »ach Marie, wenn erst die Ablösung käm'!« —

Und ich wünsche Dir, dachte der Dichter froh, daß Du immer und ewig bei Deinem Schatz sein könntest,

*) Aus des Knaben Wunderhorn.

und daß Dein Gemüth immer und ewig voll Sehnsucht nach ihr bliebe und das Lied in Deiner Brust nie erstürbe, Du treuherzige Schildwacht...

Der Pole hatte nur auf das Verschwinden des Postens, den er, von seinem Standpunkt in der Pforte aus, wohl vernehmen konnte, gewartet. So bald er sich überzeugt glaubte, Nichts mehr von dessen Nähe fürchten zu dürfen, ließ er das Licht innerhalb der Thüre stehn und trat vorsichtig heraus.

Mit wenig Schritten war Werdomar bei ihm. Schnell führte ihn der Graf durch den gewölbten Erdgang aus dem Wall ins Freie, wo er zwischen einigen Häusern fort an das Stromufer gelangte.

»Dem Himmel sei Dank!« sagte Wladislav seines Bruders Hand drückend, »endlich sind wir uns wiedergegeben, Du bist frei. Nun fort! fort!«

Sie sprangen in den Kahn.

»Hörtest Du die Schildwache über Dir?« fragte Werdomar auf dem Wasser. »Das Licht Deiner Laterne fiel aus der Pforte, wenn's der Soldat gesehn hätte —

«'S war ein lustiger Kerl,« entgegnete der Graf sein Ruder kräftig gebrauchend, »der konnte nicht zu Deinem Verderben dienen.«

... Leicht schwammen sie über den Fluß dahin, dessen Wellen trübe unter ihnen fortrollten. Das Plätschern des Ruders schallte vernehmbar durch die Stille der Nacht, die Häuser am Kai, die Schiffe, die Bäume starrten dunkel in die Höhe; nur am Himmel regte sich das Wolkengewühl.

»Selten sah ich eine schönere Nacht,« sagte der Dichter, auf dem Kahnstuhl sitzend und in das Fluten der Wasser niedersehend. »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Alles drängt sich so kurz, so mächtig, so phantastisch um mich her. Ist es möglich, daß es in der Wüste dieser tonlosen Zeit auch außergewöhnliche Lagen geben kann? Mein Leben fängt an zu strömen! o! das ist lustig!«

»Nach Amerika!« sagte der Pole, »nach Amerika!«

»Wohin Du willst, mein Bruder, über den Ocean! weit, weit in den Schaum der Wogen!« —

Der Kahn flog hin. Vom Ufer schallte das Wiehern eines Pferdes.

»Mein Mazeppa! er wittert mich,« rief Wladislav landend; »auf! zu Pferde, wir müssen noch vor Tage fünf Stunden zurückgelegt haben, bis wir Junius mit dem Wagdn treffen, der uns in den Seehafen bringen soll. Das Auswandrerschiff liegt bereit.«

Am Flußrande stand ein Mensch, zwei Pferde am Zügel haltend. Der Pole schwang sich auf seinen Cirkassierschimmel, ein herrliches, schlankes Thier, und Werdomar bestieg das andere Pferd. Fort ging's im Fluge.

Während Werdomar und Wladislav schon außerhalb der Stadt einen Berg hinaufrannten, hörten sie in der Vestung weit hinter sich die Lärmtrommel schlagen.

»Zu spät! zu spät! lachte Werdomar laut auf. »Ihr sollt uns nicht mehr erreichen. Streich aus, streich aus, mein Renner gut, zeig' ob Du bist von Sleipners Blut!« —

Sie flogen hin wie Pfeile. Der Pole jauchzte vor Lust. Er war in seinem Element. Sein Cirkassier hatte Flügel; er mußte seinen Lauf hemmen, weil Werdomars Pferd hinter ihm zurückblieb.

Nach mehreren Stunden eines unausgesetzt scharfen Rittes gelangten die Brüder in einen majestätischen Eichenwald. Der Morgen schimmerte schon roth durch die moosigen Säulen dieses Doms und kräuselte am frischen Lufthauch sein grünes Laubgewölbe, von dem der Thau wie schmelzendes Silber niederträufte. Die Lieder der Vögel waren entzückende Stimmen der Lust

mitten in dem ruhigen Schweigen dieser bezaubernden Waldasyle. Die Brüder ließen ihre Pferde langsamer gehn, sie hatten Nichts mehr zu fürchten.

»Das war ein schöner Ritt, Werdomar,« sagte der Graf froh. »Die Thiere sind brav. Und sieh meinen Kaukasier, wie stolz er seinen Nacken trägt. Kaufte ihn in Sandomir von einem Armenier. Ah! Mazeppa hat keinen bessern Renner gehabt. Doch die Sprünge, die er heute that, bedeuten wenig für ihn. In Warschau rettete mir seine Schnelligkeit das Leben.«

Der Graf erzählte Folgendes: »Ich hatte mich im Kaffehause unter die Russen gemischt, ihr Benehmen zu beobachten. Zwei Kosakenoffiziere, die mich nicht aus den Augen ließen, flüsterten mit einander. Ich hörte den Einen sagen: »»Igor, nein, ich irre mich nicht, es ist der Graf Ostrowski. Wir wollen ihn noch eine Weile im Auge behalten, dann fassen wir ihn.«« — Ich weiß nicht, ob es Ostrowski ist, flüsterte der Andre, aber von der Reunion ist er sicherlich, ich sehe es ihm an den Augen an. Bleibe Du hier, ich will schnell einige Mann Wache holen gehn — Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe wurde, Werdomar, und wie glücklich ich mich schätzen konnte, daß ich ihr Gespräch verstand. Nachdem der Offizier

fortgegangen war, verließ auch ich das Kaffehaus, anscheinend ruhig und unbefangen. Der andere Kosak folgte mir in einiger Entfernung mit den Schleichschritten eines geübten Spions. 'S war zu meinem Heil, daß mein Gasthof, den ich täglich mehre Male wechselte, nahe lag, und daß ich die Vorsicht gebraucht hatte, den Schimmel beständig gesattelt stehn zu lassen. Ich setzte mich rasch auf; jetzt wußte ich, galt es die schnellste Flucht. Kaum war ich aus dem Thor geritten, als der Kosakenoffizier auf mich zutrat: »»Halt, sagte er höhnisch, Ostrowski, so entkommst Du nicht; bist gefangen!«« — Er griff nach dem Zügel. — Mazeppa biß zornig um sich und schlug nach dem Russen. Oh! rief ich, Du willst mich fangen? Sieh' zu! Mazeppa spring! — das Thier setzte über die Straße, der Kosak fluchte und schoß mir nach. Ich hatte Mazeppa's Flügel nöthig, denn hinter mir drein jagte der andere Offizier, der eben angekommen war, mit zwei Begleitern zu Pferde. — Kosaken reiten gut, den Mazeppa überholten sie nicht. — Ich ließ meine Verfolger bald so weit hinter mir, daß ich nicht einmal den Staub wirbeln sehn konnte, flog aber immer mit derselben Eile, weil ich wußte, daß sie am nächsten Kosakenkordon frische Pferde nehmen und mir bis zur

Grenze nachsetzen würden. So geschah es auch. Nach fünf Stunden hatte ich den Kosakenkordon glücklich durchritten, die Russen waren etwa eine Stunde hinter mir her. Beim letzten Piquet wechselten sie wieder ihre Pferde; sie hofften, den Cirkassier mit frischen Thieren todt zu jagen. Wieder war ich fünf Stunden weit geritten, Mazeppa war ganz Schaum und Feuer, aber seine Schenkel waren noch nicht lahm. Noch zwei Meilen bis zur preußischen Grenze — schon konnte ich eine ferne Staubwolke hinter mir her wirbeln sehn, schon konnte ich die Lanzenspitzen unterscheiden, die daraus hervorblitzten. Ha! Mazeppa, lauf! lauf — Leben oder Sterben! — Immer näher kamen die Kosaken, immer krampfhafter setzte der Cirkassier — welch' eine Jagd! Hinter mir das Brüllen der Steppentieger, die mit blutdürstiger Gier wildere und wildere Sprünge machten, vor mir die nahe Grenze — Zwischen wenig Spannen Raum lag Leben und Tod — Endlich! . . . die Grenze! — »»Polenhund, brüllte der nächste Kosak, ich hab' Dich doch,«« und seine Lanze streifte mir den Arm. — Noch nicht! noch nicht! — ich jagte ihm eine Kugel durch den Kopf, ich schoß den zweiten vom Pferde, drei Andere verfolgten mich

noch bis zur nahen preußischen Grenzstadt. Die Bewohner verjagten sie« —

»Und dieses edle Thier lebt noch?« fragte Werdomar im höchsten Erstaunen.

Der Graf klopfte dem Schimmel auf den Hals. Mazeppa wieherte, als hätte er die Rede seines Herrn verstanden, und schüttelte stolz die Schaumflocken ab, mit denen er bedeckt war. —

»Wer spricht da? Hörtest Du nicht?« — Wladislav schaute auf.

Zur Seite des Weges ließ sich eine männliche Stimme hören, die sehr nahe hinter den Eichbäumen hervortönte: »Rückwärts, rückwärts Don Rodrigo, Deine Ehre ist verloren, rückwärts, rückwärts stolzer Cid!«

»Still! flüsterte Werdomar, mir ist's als sollte ich dieses Pathos kennen.«

Die Stimme hinter den Bäumen fuhr fort: »Seid mir gegrüßt ihr Aktenberge Teruel und Du Albarracin! ich witt're Euch schon von ferne. Zur Hochzeit! aus der Hochzeit ins Amt, aus dem Amt ins Paradies. O! Welt Du hast mich bestohlen, betrogen, ich war sehr dumm, dummer als Du!«

Der Redner trat aus dem Walde auf den Weg — »Himmel! Werdomar, Graf!«

»Cid!« rief Werdomar auf seinen Jugendfreund zureitend, »schämst Du Dich nicht, aus einem Polizeirath ein Räuber geworden zu sein? Sei willkommen, edler Hauptmann, ich schwöre, daß ich kein Geld besitze.«

Er streckte die Hand nach ihm aus: »Sage, wohin?«

Der erstaunte Roderich erzählte nach einer lebhaften, schnellen Begrüßung seine letzten Fata, von denen Werdomar noch Nichts wußte; er erzählte, daß er im Begriff wäre zur Hochzeit, wozu ihn seine Verlobte in ihrer Heimath erwarte, abzureisen — eben kam sein Fuhrwerk durch den Wald nachgeschlichen — »Sie ist sehr eilig, die gute Epiphania, setzte er hinzu; aber hol' der Teufel solche Lustreisen, jetzt will ich ein and'rer Mensch werden, will auf meiner Scholle sitzen bleiben, um mich mein Weib, die Tante, die Kinderchen; o! die halten fest. Doch, warst Du nicht verhaftet, Werdomar? Eure Pferde schäumen, wohin wollt Ihr so eilig?«

Der Dichter theilte seine Erlebnisse mit, die den Polizeirath in das höchste Erstaunen versetzten. —

»Nach Amerika! Roderich. Morgen schiffen wir uns ein. Ich sage Euch Allen Lebewohl, hoffentlich nicht für immer. Denkt an mich.«

Wladislav trieb zur Eile: »Leben Sie wohl, mein Herr, ich wünsche Ihnen das beste Glück« —

»Lebe wohl, mein treuer Freund, lebe wohl!«

Die Flüchtlinge sprengten fort. Auf seinen Hochzeitswagen stieg Roderich, ließ den Kopf hängen und murmelte: »Amerika!«

Der Kutscher zerpeitschte die Pferde, und der klägliche Bräutigam rollte seinem süßen Glück entgegen.

Bald waren sie sich aus dem Gesicht entschwunden. In Kurzem hatten Werdomar und Wladislav den Ort erreicht, wo der Maler ihrer wartete, und von wo sie ohne Aufenthalt ihre Reise nach dem Hafen fortsetzten.

XXIV.

Nach Amerika! Nach Amerika!

Die Brüder und der Maler befanden sich schon einen Tag lang im Seehafen. Hier lag das Auswandrerschiff Olaf Tryggweson, welches dazu bestimmt war, Deutsche nach Nordamerika überzufahren, bereits segelfertig. Mit Sonnenuntergang sollte es die Anker lichten.

Es war noch eine Stunde bis zur Abfahrt. Ein heit'rer, rosiger Himmel spiegelte sich in der dunklen Nordsee wieder.

Oben auf dem Ufer, worauf eine Seeleuchte stand, befanden sich Werdomar und Wladislav. Vor ihnen saß der Maler mit seinem langen blonden Haar, in dem Anschauen des unendlichen Meers verloren.

Die Küste war ziemlich niedrig, selten in felsige Massen hinaufgeschoben, die gelbgraue Farbe des Sandsteins grell beleuchtet. Auf der einen Seite zog sich das Ufer in nackten, zerrissenen Absätzen und Ausläufern am Meer hin, bespült vom Grün der Wogen. Auf der andern und im Hintergrunde breitete sich das Panorama der Seestadt aus, im Vordergrunde die Hafenbucht mit ihren Landungsplätzen, ihrem Schiffsgewühl.

Welch' ein Blick in die Weite! Unabsehbar fluthet das Meer, ewig wogend, ewig wallend, ewig rauschend. Weiße Ringe kommen durch das Dunkel der Flut gezogen, weißgelockte Wellenhäupter tauchen auf und nieder, Schneearme steigen und sinken. Es ist das Spiel des Kleinen im Unendlichen, das tändelt, schäumt, vergeht. Es sind Wiegenlieder, wenn müde Wogen träumen an diesem ewig stürmenden Busen der See.

Im Westen sinkt schon die Sonne an einem fernen Uferkegel. Rothes Gold gießt sie aus ihrer flammenden Opferschale in das Meer. Der Horizont brennt wie Feuergewölke, das auf dem dunkelblauen, fast schwärzlichen Wasserkreise schwimmt.

In der Ferne treiben Segel, klein wie Flügel eines Meeraar's.

Das da sind Nordlandsmänner, die auf den Drachenschiffen nach dem Süden steuern, wo die goldenen Gestade fruchtbelastet unter Seerosen schimmern. Wikinger sind's, ihre Schilde leuchten, ihre Lanzen blinken, ihre Schwerdter funkeln — Spottend schrillt die Möve um die Mastspitzen: Schwerdt und Lanze und Wiking sind lang' ertrunken — —

Ueber das Meer hallt dumpf eine Kanone. Stolz steuert ein fremdes Kriegsschiff durch das Wellengekräusel. Flügelschlaff kommen Kauffahrer in den Hafen gezogen.

... Hier ist Leben. Schiffe laden aus und ein, Matrosen winden die Anker, ihr monotoner, melancholischer Gesang schallt in die Luft. Der Tryggweson stampft ungeduldig wie ein Roß die Wogen, über sein starrendes Takelwerk fließt die bunte Flagge —

Auch Werdomars Gedanken wehen alle wie bunte Flaggen über das Meer. Düstern Auges, in sich versunken starrt Wladislav nieder, er ist daheim in seinem Vaterland, unter den Gräbern seiner Nation. Und der Maler zu ihren Füßen wendet sich von Zeit zu Zeit nach den Brüdern, indem er seine blauen Augen schmerzlich zu ihnen emporschlägt, dann wieder träumerisch über die Meeresfläche gleiten läßt.

Keiner spricht.

Jeder ist mit seinen Gefühlen beschäftigt. Es sind heilige Minuten an der Markscheide der Zukunft zurück in die wallende, winkende Vergangenheit gedacht, Minuten des Lebewohls durchtönt vom zauberischen Spiel einer vorwärts schweifenden Sehnsucht, die das Meer erweckt.

— Wenn sich der Mensch von der ganzen Welt seines Fühlens und Schaffens mit einem Male losreißen muß, wenn nun alle die so unendlich theuren Gestalten, Stätten und Erinnerungen vor die Seele treten und Jedes sein Lebewohl verlangt, wenn die alten Pläne des Lebens sich scheidend abkehren und in Nichts zerfließen, und wenn der harte Kampf ohne Sieg sich plötzlich endet: dann gilt es eine männliche Trauer, nicht eine weibische Wehklage, dann gilt es männlichen Trotz, nicht eine ohnmächtige Demuth —

»Vom Vaterland scheiden ist eine große Qual,« sprach der Dichter endlich mit einem tiefen Seufzer, ich habe es nimmer geglaubt, daß es mir so schwer werden sollte« —

Der Pole hob flüchtig sein Haupt auf, aber er schwieg. In diesen Augenblicken empfand Werdomar die Trauer, welche ihm seine persönlichen Erinnerungen,

der Gedanke an seinen Vater und seine Geliebte, einflößen mußten, beinahe nur vorübergehend. Diese Erinnerungen fielen nur wie schnelle Nebelstreifen über den großen Hintergrund seiner Empfindung; sie galt der deutschen Erde; doch die deutsche Erde ist fühllos, stumm und starr — — —

Auf dem Tryggweson im Hafen ward jetzt die Glocke gezogen, das Zeichen, welches die Auswanderer an Bord rief.

Auf sprang der Maler. Die Brüder machten eine unwillkürliche schnelle Bewegung.

»Hinunter denn!« rief der Pole fest und stolz. Fahre wohl, bleiches Europa, fahre wohl Du gramvolle Erde mit Deiner modernden Pracht und Herrlichkeit, Deinem eitlen Schein verwitterter Zeiten, Deinen siechenden Völkern, Deinem unterwühlten, wankenden Grund. Fahre wohl Du alte Heldenamme, will Dein gedenken jenseits der Meere. Meine Heimat ertrank in Blut... Hinaus! Dem Fremden ist's in der Fremde wohl!«...

Der Pole stand gehoben von der Begeist'rung seines tiefen Grams, ungewöhnlich belebt, durchglüht. Der Seewind wehte mit seinem schwarzen Bart und ließ sein Haar um die stolze Stirne flattern.

Bewundernd blickte ihn der Maler an, und Werdomar war tief erschüttert, er fühlte seinen Schmerz neben solchem Weh erbleichen, und jede Klage auf seiner Lippe verstummen.

Sie stiegen den Abhang, auf den schon das brennende Roth des Abends fiel, schnell hinunter und eilten nach dem Hafen. Der Landungsplatz war dicht gedrängt voll wogender Menschenschaaren; Matrosen, Arbeiter, Zuschauer liefen durch einander, und von allen Seiten strömten die Auswanderer herbei, unter denen sich alle jene Menschen befanden, welche Roderich und Ewald hatten ziehen sehn.

Die Scene, die sich jetzt im Angesicht des imposanten Meers, unter dem großen freien Himmelszelte vor tausend Augen entwickelte, war von einer herzzerbrechenden Wirkung, zugleich malerisch schön, erhaben, schrecklich, begeisternd und entmuthigend.

Alle Formen des Gefühls, des leidenschaftlichen Schmerzes, der jähen Angst, der zagen Hoffnung, der stummen Trauer, der Lust, der Reue, des Scheuens und Begehrens gestalteten sich elektrisch an dem hellen Klange der Schiffsglocke, die mit wundergewaltigem Schlage alle diese Menschen berührte, welche jetzt

die verhängnißvollen Würfel ihres Glücks rasch, ohne Zögern, ohne Bedenken werfen sollten.

Mit einem Male waren die entzückenden Fernsichten einer sonnigen Zukunft verschwunden. Dieses blaue, freie, kühne Meer schien jetzt nur eine nebelgraue Wüste, ein falscher, trügerischer Zauberspiegel zu sein, und um so farbiger, reicher, üppigschöner stieg das Gemälde der wirklichen Heimatswelt auf, bis zum Heiligen verklärt von der rücksehnenden Phantasie und Pietät.

Das ist die Rache des Vaterlandes an den Abtrünnigen . . . . . . und vielleicht auch das Bekenntniß seiner eigenen Schuld, als ob sich die Heimat zum letzten Mal schmeichelnd an das Herz ihres Kindes legte und Versöhnung, Vergebung und Erinnerung suchte.

Verstummt waren die lustigen Stimmen, der frohe Gesang, das Scherzen und Lachen. Alle Gesichter spiegelten das Weh des Scheidens wieder, und war unter den Auswanderern Einer, der Nichts zu beklagen, Nichts zurückzurufen hatte, so erstarb sein Frohsinn an dem Anblick seiner Umgebung.

Viele von den Auswanderern standen schon in den Böten, welche sie auf den nahen Tryggweson fahren sollten, Andere sprangen hinein, Andere drängten nach, Andere waren am Ufer, hier theuern Verwandten laut

weinend in den Armen liegend, dort auf den Knieen schluchzend, dort traurig umhergehend. —

»Steh' doch auf, Georg, steh' auf. Du brichst mir's Herz entzwei mit Deinem Weinen,« rief der stattliche Bauersmann und wischte sich mit seiner harten Hand die Thränen vom Gesicht.

— Georg lag am Boden. Der Bursche war aufgelöst in seinem Jammer. Weinend umfaßte er die Erde mit seinen Armen und küßte sie inbrünstig: »Mein Vaterland! mein Vaterland, das halt' ich nicht aus — ich soll meine Heimat verlassen, das ist zu viel.« —

Der Bauersmann riß ihn auf. Jener schlug sich mit der Hand an die Brust ...... »kommt, kommt, Oheim, Gott ist mein Zeuge, ich wär' nicht gegangen, aber ich muß.« —

»Es ist ein Gram! schluchzte der Bauer, und sie schwankten an das Boot.

Nicht weit davon stand der Schulmeister von Heimbühl, leichenblaß, mit gesenktem Kopf, still trauernd, in den gefalteten Händen seine Violine. Neben ihm kniete sein Weib. Die beiden Kinder hielten an ihrem Rock fest und jammerten mit. Das Weib rang die Hände, eine tödtliche Krankheit stierte aus ihren Augen.

»Still doch, Frau,« sagte der Schulmeister den Kopf aufrichtend, »es schickt sich auch nicht, so zu lamentiren. Die Leute sehn auf uns.« Und dann sagte er gleich wieder: »Aber es thut sehr wehe hier, Weib ... weint nicht, Kinder ... denkt immer daran, es wird uns sehr wohl gehn. Laß doch Dein Weinen, Frau — denk an das Elend zu Haus — — — zu Haus — es war schön da im Stübchen, wenn auch bitter arm. Weib, Weib, laß das doch, denk an das Schulhaus unter den Palmen — wir werden sehr reich sein — — komm nur, 's wird vorübergehn — — das thut sehr weh.«

Ein Jüngling ist von einem Kreise seiner Angehörigen umschlossen. Er hängt am Halse seines Vaters, seine Mutter weint an seiner Schulter, seine Schwester sucht ihm unter Schluchzen wenigstens die Hände zu küssen. — Laßt mich, laßt mich, es ist genug — ich muß fort. — »Noch einen Augenblick, mein Kind, eine Minute, eine Sekunde, eine einzige Sekunde noch.« — Sei brav, mein Sohn, redlich sein, ist Alles was Du kannst. — »Bruder, sieh mich doch an, zum letzten Mal sieh mich an; hier! noch ein Kranz zum Andenken.« — Der Jüngling stürzt fort.

Zwei Männer kommen durch die Menge gelaufen.

Sie haben Bündel auf den Schultern. Sie fürchten zu spät zu kommen. — »In's andre Boot! in's andre Boot,« schreit man ihnen entgegen, »dies ist ja übervoll.« — Sie hören nicht darauf, sie springen hinein. Man schreit, man drängt sich, man stößt, das Boot schwankt stark, der Matrose stemmt sein Ruder an's Bollwerk und flucht. Fort geht's Boot . . . Tücher winken vom Lande. — Ueberlautes Schluchzen hier und da. —

»Weine nicht Marlieseli,« flüstert der lustige, junge Mensch mit leiser Stimme, seinen Arm um die Hüfte des Mädchens schlingend, »hab' Dich ja lieb, mein Dirnel.« — Das Mädchen sieht über den Bootsrand hinab, ihre bittren Thränen fallen in die Woge und das Wasser wirft ein trüblächelndes Gesicht zurück. —

Ein Boot stößt nach dem anderen vom heimatlichen Strande ab, belastet mit der Fracht, die es an den Bord des Tryggweson wieder ausladen soll. Noch ist das Letzte übrig. Es scheint, als hätten sich Alle diejenigen dafür aufgespart, welche für das letzte Lebewohl auch jetzt noch eine kleine, eine winzige Frist suchen, die mit langen tiefen Athemzügen noch immer wieder und wieder die Luft des Vaterlandes einschlürfen, und

denen jeder Fußbreit Erde am Gestade jetzt eine ganze Heimat ist.

Vom Tryggweson tönt das Rufen der Ungeduld, die befehlende Stimme des Kapitains. Die Passagiere winken. Die Segel bläht der seufzende Wind, der von den Bergen der Heimat weht. Am Steuerbord stehn die Lootsen.

Aus den Armen des Malers schwankt Werdomar in's Boot. Wladislav muß ihn stützen.

Noch ein Mal die Freundeshand, Freundeshand auf deutscher Erde, deutscher Druck, deutsches Fühlen — noch ein Mal die Augen aufgeschlagen, Freundesaugen, deutscher Blick, deutsches Schauen — noch ein Mal ein Wort, ein Freundeswort, der letzte, traurige Gedankenstraus zum Lebewohl!

Tausend Stimmen brechen in ein weithin schallendes: »Fahrwohl!« aus, tausend Tücher wehen, die Schiffe im Hafen salutiren, auf ihren Raaen und Tauen schaukelt sich das Volk der Matrosen und schwenkt lärmend die Hüte in der Luft.

... Der Maler bedeckt sein Gesicht, er kann den Brüdern nicht nachblicken. Sie stehn im fortrudernden Boot und grüßen nach dem Ufer. ...

— Menschenloose treibt der Wind mit eilendem

Segel. Am Steuer sitzen wir und lenken unser Schiff, die Boussole fest betrachtend, die uns die Richtung angiebt und nie zu irren scheint, den Meerstern spähend, der unwandelbar den Lebenspol bestrahlt, und wenn wir die Brandung glücklich durchkämpften, um die Klippen steuerten, den Sund durchschifften, streben wir im sicheren Wahn nach dem Hafen, wo der irrende Geist sein Ruheanker wirft. Doch wer kann sagen: dort ist mein Hafen, dort will ich an's Land steigen und den Baum meines Schicksals pflanzen —? —

Alles stand am Bord. Die Mannschaft war thätig, während die Passagiere mit heißen Blicken die Erde verschlangen, so weit sie sich ihren Augen darstellte.

Am Mastbaum lehnte der Dichter, gramvoll, bleich, mit schwellender Brust. Das Abendlicht bemalte über ihm das weiße Segel, den Mast, die Wandtaue mit einer Rosenfarbe. Das Meer, der Himmel, das Schiff, das Gestade gaben eine Scene, die kein Gemüth unberührt ließ. See und Land schwammen in goldigem Duft. ...

— Der Pole hatte sich auf eine Ankerwinde gesetzt und brütete vor sich hin. —

Wenige Schritte von ihm beugte sich der Schul-

meister über Bord, seine Violine ansetzend und absetzend; doch keinen Strich führte er über die Saiten.

Das Schluchzen, welches sich unter den Menschen auf dem Verdeck immer hören ließ, war gleichwohl erstickt, dumpf und zurückgehalten. Die Hoheit eines feierlichen Augenblicks schien von selbst Stille zu gebieten.

... Das Schiff fing an, sich in Bewegung zu setzen. Wie ein Meervogel auf der Welle kauernd seine weißen Flügel plötzlich auseinander schlägt, um dicht über der Flut hinzustreichen, so hob jetzt der Tryggweson seine Segel ...

Kanonen dröhnen. Das Hurrah der Matrosen donnert. — — Die Auswanderer fahren auf dem Meer. —

Auf dem Deck erhebt sich nun ein herzzerreißender, fast einstimmiger Schrei der Klage, der sich mit dem Rauschen der Wogen, welche der Kiel durchschneidet, mit dem Rufen vom Ufer, mit den Kommandoworten der Schiffer mischt. Losgerissen sind nun die Herzen vom Heimatslande, zerschnitten auf ein Mal die Bande der Familie, plötzlich unter den Füßen fortgezogen der Boden der bisherigen Welt. Was dort gelebt, das Herrliche und Große, das Arme und Geringe,

und auch dieses macht der Schmerz werth, bleibt für immer zurück, kehrt nie mehr wieder, ist verloren.

Ein Weib hebt ihr Kind hoch auf: »Da siehe Dein Vaterland, da bist Du geboren. Ade! Ade!« — Das Kind streckt instinktmäßig seine kleinen Arme nach dem Gestade aus und weint bitterlich.

»Dort drüben hinter den Bergen, dort! dort! da liegt mein schönes Thal,« ruft der Bursche Georg. »Ach! wie schön ist's da unter den Weinbergen, im Dorf, am Wald, auf der Wiese! werd' nie mehr tanzen da unter dem Maibaum — und mein Schatz liegt eingescharrt am Wege, die Selbstmörderin.« —

Der arme Weber stiert aufs Land und preßt die Hand an die Stirne.

— »Lebtwohl!« — »Lebtwohl!« —

Alles ist in excentrischer Bewegung.

Werdomar steht mitten unter seinen Landesleuten. »Deutsche Brüder, ruft er mit leidenschaftlicher Stimme und Geberde, ohne daran zu denken, ob er gehört, ob er begriffen werde, »Gott segne Deutschland, Gott mache unser Volk stark und groß, stark wie seine Eichen, groß wie seine Helden, glücklich wie seine Thäler! Mag sein Schwerdt wachsen in seiner Hand, riesengroß über alle Völker Europas, und mag unter der Halle seines

Schildes die Freiheit ruhig wohnen! Klaget nicht, wer die Heimat nie vergißt, hat sie immer, und Fluch dem, der sie verleugnen kann. Es lebe Deutschland! das Vaterland lebe hoch!« —

Der Enthusiasmus donnerte von Lippe zu Lippe, von Brust zu Brust. Die Küste gab ihn wieder.

»Ha!« schrie der stattliche Bauer, das war ein Wort, Herr, das war ein Wort. Deutsche die bleiben treu, die halten fest, die sind keine Verräther. Lustig, Brüder, fort mit dem Weibergewinsel, Gesang!«

Der Bursche Georg hub mit heller Stimme ein Lied an, das ein Chor begleitete. Ein Mann fing die Harfe an zu schlagen.

Eben versank die Sonne in der Flut. Die Harfentöne und das Lied flossen über das ruhige Meer hin. Das Schiff segelte wie ein singender Schwan. Ferne blaute die Heimatsküste, trüb eingehüllt in Trauerschleier und vom großen Himmelsgewölbe sahen blinzelnd trügerische Sterne nieder.

XXV.

Heimgänge.

Ungefähr drei Wochen vor der Einschiffung der Brüder hatte der Polizeidirektor, welcher seine Frau und Tochter in den Kurbrunnen nicht begleiten konnte, Werners Memoiren eröffnet.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Baron Manfred eine Willensbestimmung hinterließ, wonach er jene Papiere mit dem ausdrücklichen Gebot, sie erst nach zwei Jahren zu entsiegeln, Dagobert übermachte.

Des Polizeidirektors Neugierde war überaus rege geworden. Für das Durchlesen geheimnißvoller Papiere hatte er sich aus Gewohnheit eine liebenswürdige Weite des Gewissens zu eigen gemacht. Es war daher kein Wunder, daß er nach einigen Monaten seinem Gelüst

nicht länger widerstehn konnte, sondern die Memoiren kühn erbrach.

Die Aufschlüsse, welche er aus diesen Blättern gewann, beunruhigten und erschütterten ihn. Nicht wissend, daß die seltsamen Verhältnisse zwischen Werdomar und Wladislav schon aufgeklärt seien, war er beiden eiligst nachgereist, um sie aufzusuchen und ihnen diese wichtigen Dokumente, aus denen er sich Wladislavs blutige Rache an Manfred nicht richtig darstellte, zu übergeben.

Damals konnte er den wahren Charakter Manfreds nur ahnen. Doch hatten ihm die Enthüllungen der Papiere zunächst für Werdomar und Wladislav ein natürliches Interesse eingeflößt, dem ähnlich, wie wir es für Personen empfinden, deren Geschichte über die Alltäglichkeit hinausgeht. Dagoberts Theilnahme mußte steigen, weil er durch Werdomars und Manfreds Liebe zu seiner Tochter gleichsam mit in diese Begebenheiten hineingezogen war.

Auf dem Wege zur Residenz, wo er Werdomar bei dessen Vater aufsuchen ging, hatte er seine Familie noch im Kurorte angetroffen. Hier fing er Selma's leidenschaftliche Liebe für den Dichter zu begreifen und zu fürchten an.

Das Mädchen drohte so vielen Eindrücken zu erliegen.

Ein Weib kann sich leichter zu einem großen Opfer entschließen, als den Verlust für die Dauer ertragen. Es kann groß empfinden, groß handeln selten, ohne seine Natur zu zerstören. Und seine Liebe besiegen ist mehr, als Herkules vermocht. Wenn der Mann den Tempel seiner Liebe stolz zerschlagen darf, hütet ihn das Weib mit einer heiligen Scheu — wenigstens beten will es darin.

Selma war eine weibliche Natur in ihrer kindlichsten Unschuld. Die äußere Welt hatte für sie weder ablenkende, noch stärkende Beziehungen. Fern vorüberhallend machte ihr rastloser Wirbel die Gebilde in Selmas Innern nur ahnungsvoll erbeben. So ist das Weib in seiner Kindlichkeit — innerlich trägt es ein stilles blüthenreiches Sein, ein Weben und Walten, ein geräuschloses Wandeln lieblicher Formen. Nur die Sehnsucht ist der Irisbogen, der aus diesem innern Heiligthum sich zur äußern Welt herabsenkt; wenn die Liebe darüber gewandelt ist, fällt diese Brücke nieder und jene formt und ordnet dann die webenden Gestalten, denen nun der Schleier der Isis vom Antlitz

genommen ist. Wo die Liebe endet, endet des Weibes Natur, stockt ihr Lebenspuls.

Es läßt sich leicht denken, daß Selma's Leidenschaft, die innerlich, still, aber desto mächtiger glühte, durch die unvorsichtige Mittheilung der Memoiren heftiger wurde als je. Die Schicksale der Personen dieser Geschichte, die der Leser zum Theil schon kennt, in deren Kreis Werdomar eingetreten war, warfen auch um ihn einen neuen Schimmer poetischer Farben. Auf ein Mädchen von dem reichen Gemüth Selma's mußte dies von großer Wirkung sein.

Mit Schrecken erkannte der Polizeidirektor die Gefahr seiner Tochter, und je mehr er sich von der Tiefe ihres Schmerzes und der Wahrheit ihrer Empfindung überzeugte, desto mehr begriff er den uneigennützigen Edelmuth Werdomars.

»Beruhige Dich, mein Kind,« sagte er zu Selma, »Ihr liebt Euch, das kann ich einmal nicht ändern, und will es jetzt nicht mehr ändern. Ich werde Haller aufsuchen, Ihr sollt glücklich werden.« —

Dem Polizeidirektor lag das Wohl seines einzigen Kindes väterlich am Herzen. Er brachte es über sich, jenes mit dem des Dichters zu befördern. Seine Abneigung gegen Werdomar war mehr durch Manfred

veranlaßt gewesen, als auf Gesinnung gebaut, die er überhaupt gar nicht besaß. Wie man den Liberalismus des Temperamentes oder der Gewohnheit von dem der Gesinnung trennen muß, so ist es bei der entgegengesetzten Richtung der Fall. Dagobert hatte keine Gesinnung, das knappe Kleid seiner Ansicht war ihm vom Naturell und Beruf zugeschnitten. Der Sand des Amtes bedeckte bei ihm den Fruchtboden der Humanität, doch wenn er auf den wahren Grund gelangen konnte, war es ihm nicht ganz unmöglich, im Menschen auch den Menschen herauszufühlen.

— Eine neue Frühlingshoffnung ging in Selma's Brust auf und röthete ihre Wangen, die sich entfärbt hatten, schnell wieder. Damals wußte sie noch nicht, was ihren Geliebten getroffen hatte. Alle ihre trüberen Ahnungen zerstreute die Hoffnung leicht, wie der Morgen Nebelwolken zerstreut.

. . . Das Glück kam zu spät. Zwischen Selma's Wünschen und ihrem Geliebten drängte sich das Meer . . .

Wenige Stunden nach der Flucht Werdomars gelangte Dagobert in der Residenz an. Sofort weiter eilend, traf er zufällig Roderich, der ihm bestimmt anzugeben wußte, welche Richtung die Flüchtlinge eingeschlagen hatten. Doch trotz einer theilweisen Beförde-

rung auf der Eisenbahn gelang es ihm nicht mehr, Werdomar und Wladislav zu erreichen.

Nur das Segel des Tryggweson zeigte ihm der Maler, wie es durch die lichte Abenddämmerung noch sichtbar war.

Nachdem Junius, der sich dem Polizeidirektor als Freund der beiden Brüder zu erkennen gegeben hatte, die Absichten desselben erkannt und den Inhalt der Memoiren erfahren hatte, vervollständigte er diese durch die Erzählung von Wladislav's und Lodoiska's Geschichte. — Sie hatten ein Zimmer im Gasthofe eingenommen. —

Dagobert entsetzte sich über das, was ihm Junius mittheilte. Der Charakter Manfred's ward ihm wie seine eigene Verblendung deutlich. »O! ich Thor,« rief er bestürzt aus ... »meine arme Tochter!«

»Sie kennen Werdomar nicht,« sagte der Maler streng, sich eine geheime Freude über die Verlegenheit dieses Mannes kaum versagend, »er liebte Ihre Tochter mit einer männlichen Hochherzigkeit. Sie versagten ihm sehr bitter ein Glück, welches er sich selbst zuvor redlich versagen mußte. Doch glauben Sie nicht, daß er seufzen und träumen und vergehen kann, wie ein schmach-

tender Knabe. Nicht seine Liebe trieb ihn aus dem Schoß der Heimat« —

Der Polizeidirektor ließ Junius nicht ausreden. — »Genug, rief er, die Lage ist peinlich, sehr fatal. Ich habe keinen Zweck mehr, als ihr Glück, ich muß an Haller schreiben, Wladislav die Memoiren zustellen, das ist Pflicht — o! dieser Manfred war ein Schurke!«

Junius hatte das Fenster geöffnet und sah hinans. Der Leuchtthurm brannte hell, man konnte das Meer branden hören. »Dort, sagte er, dort fahren Anna's Söhne auf der See — wo mögen sie jetzt sein, diese verstoß'nen Schiffer? Was mögen sie denken, und fühlen? O! daß Sie nicht eine Stunde früher kamen!«

— »Ich habe große Güter, Werdomar kann sorglos mit meiner Tochter leben, er wird dann nicht mehr schreiben, nicht mehr Lärm machen, nicht« — der Polizeidirektor legte den Finger an die Nase.

Junius schlug das Fenster zu. Er sah ihn lächelnd an: »Ich sehe,« sagte er, »Sie verkennen meinen Freund. Er würde Ihre Reichthümer verächtlich zurückweisen, weil er zu stolz denkt, um sein Lebensglück solchen Mitteln zu verdanken, oder seine Selbstständigkeit dem Golde zu verkaufen. Arm und frei sein hat mehr Werth, als dieses Sklaventhum der goldenen Kette,

welche mit sich zu schleppen heut' zu Tage freilich so viele Menschen sich nicht schämen.«

Der Maler wurde warm. Auch er kannte den Stolz der Armuth ......

— Unverrichteter Sache kehrte Dagobert zu seiner Familie zurück, den Eindruck fürchtend, den die Nachricht, daß Werdomar nicht mehr in Europa sei, auf Selma machen mußte.

Das Mädchen war die Lilie ihres Traums auf dem unendlichen Ocean. Der Schwan ihres Lebens wollte verklingen.

Mit ihrem kranken Kinde kehrten die Eltern heim. Der Herbst streute ihnen sein gelbes Laub aus dem Garten der Villa entgegen. Ein schöner Frühling war für Selma abgeblüht.

* * *

Dieselbe Straße durch die Vorstadt fuhr noch ein anderer Reisewagen von außerordentlicher Größe. Seine Fenster waren geöffnet. Rückwärts darin saß Roderich, zwei Töchterchen zu seinen Seiten, wie ein grämlicher alter Stamm zwischen Rosenbüschen, die lustig im Winde flattern. Verstört blickte er in das Gesicht

seiner jungen Frau und das der Matrone. Beide saßen gegen ihm über.

Der Polizeirath dachte sich vier Monate zurück in jene lustige Zeit, da er mit dem melancholischen Geschichtschreiber durch eben diese Vorstadt kühn auf Abenteuer ausgefahren war. Wenn er seine Frau und all' dies lebendige und todte Zubehör im Wagen anblickte, wunderte er sich, wie viel er von dem kurzen Jahrmarkt seiner Freuden mit nach Hause bringe.

Der See schimmerte durch eine Oeffnung der Vorstadt, auf einen Moment trat die Kirchhofperspektive in das Wagenfenster hinein.

Psyche! klang es in der Brust Roderichs. Er kniff die Augen zu, er fürchtete sich, seine verstorbene Margarethe im blauen rauschenden Seidengewande, in ihren langen braunen Götterlocken, und ihren hohen Flügeln erscheinen zu sehn.

Im Wagen rasselte eine unbändige Paudel; von den heftigen Stößen des Steinpflasters losgelöst fiel sie unter die Füße des Polizeiraths.

»Himmel!« schrie sein Weib erschreckt, »mein Brauthäubchen. Hebe doch die Füße auf, Du wirst die Schachtel zertreten!«

Roderich hob die Füße auf und zertrat die Schachtel nicht.

Epiphania sah ihn schelmisch an. In jedem ihrer Grübchen faullenzte ein Amor auf dem Myrthenbrautbett einer Flitterwochennacht. »Mein Gatte«, sagte sie süß, »ich male mir ein seliges kleines Paradies aus daheim in unsrem Hause. Bald ist es Winter. Wenn draußen der Schnee flimmert, das Eis die Scheiben dick befriert, wenn der Wind an den Laden rüttelt, und im Rauchfang pfeift, wenn es ringsum braust und tobt, dann sitzen wir in unserem warmen Stübchen um die Lampe, Du erzählst Geschichten, ich stricke, die Kinderchen horchen auf der Fußbank, und meine gute Tante nippt. Nicht wahr, trauter Roderich. — Ach! Ach! mir schlägt das Herz — werden wir bald vorfahren?«

— Ueberhaupt, meinte die Matrone, muß Alles neu tapezirt werden. Für junge Eheleute passen junge Meubel, große Trimeaus, Vasen, Divans, Lüstres, damastene Rideaus — denn sehen Sie, Lieber, wir geben große Gesellschaften, versteht sich, Wintersoireen. —

Hum! murmelte Roderich.

»Aber, guter Mann,« sagte Epiphania, »Du bist so einsilbig. Gott! ist das eine Art, eine junge

Gattin heimzuführen? Du kränkst mich . . . . Sie wollte weinen.

»Liebes Weib!« entgegnete Roderich, und der Wagen gab ihm einen Ruck, daß er vom Gesäß auffuhr und niederfahrend der Tante einen derben Fußtritt auf die Zehen versetzte.

Die Tante stieß natürlich einen gellenden Schrei aus und verzerrte ihr Gesicht.

»O! rief Roderich, das war Ihr Fuß!«

»Mein Fuß,« sagte die Alte ärgerlich, darnach greifend.

»Papa! Papa!« rief das eine Töchterchen, den Kopf aus dem Fenster streckend: »da steht ein Wagen vor einem wunderschönen Haus, ein alter dicker Herr hebt ein schönes Mädchen vom Tritt, sind das uns're Verwandte?« —

Roderich warf einen Blick durch das Fenster und drückte sich schnell in die Ecke: »Das ist der Polizeidirector Dagobert!« rief er hastig.

»Wo? wo?« fragte sein Weib. »Wo? wo?« fragte die Tante. »Wo? Wo?« rief das Töchterchen.

»Ach! sagte Epiphania, das also ist die Geliebte des Dichters Werdomar, Deines Jugendfreundes,

der über See gegangen, wie bleich das arme Kind aussieht, und wie schön sie ist!«

»Papa! Papa!« schrie das zweite Töchterchen, »ist das dort ein Theater mit den steinernen Pfählen unter dem Dach und den kahlen Figuren? Werden wir da in die Affenkomödie gehn?«

»Franziska!« schallt die junge Frau — »Schauspiel mußt Du sagen.«

»Ich weiß das,« antwortete die Kleine naiv, »zu Hause haben die Komödianten in der Lohmühle gespielt. Ach! das war schön. Darin kam auch ein Affe vor, der sich in eine Prinzeß verliebt hat. Verlieben sich Affen Papa?«

»Ja!« antwortete Roderich schnell, »sie verlieben sich, mein Kind.« —

... Die Tante gähnte sehr ...

Roderich that's ihr unwillkürlich nach. Vorempfindungen einer hausbackenen Ehestandsprosa schienen ihn zu überrieseln und mit einer leeren, unbehaglichen Nüchternheit zu erfüllen. Die Alte saß vor ihm einer Schicksalsnorne gleich, und verstohlen schaute er in ihre Runzeln wie in die Runen seiner künftigen Hausstandsfreuden.

Epiphania hatte ihre besonderen Gedanken. »Gu-

ter Roderich«, schnarrte sie lieblich, »glaubst Du nicht auch an Bestimmungen, mein süßes Herz? Hätten wir wohl vor einem halben Jahre gedacht, daß unsere glühenden Seelen sich sehn, sich berühren, sich empfinden, sich ewig verbinden sollten?«

— Ueberhaupt, meinte die Tante, fallen Ehen aus dem Himmel. Aus diesem umgestürzten Familienwagen, den mein seliger Mann von seinem Großonkel kaufte, hat sich der Bund Eurer Herzen aufgerichtet. —

»Ach!« lächelte Epiphania in froher Erinnerung, »dieser Wagen wäre wohl werth als dankbares Weihgeschenk in ein Tempelchen der Liebe gestellt zu werden.«

Roderich lachte nicht.

— Sie hielten vor seinem Hause; sie stiegen aus. »Nun sei mir willkommen, Weib«, sagte er, Epiphania im Zimmer umarmend. — Sie hing an seinem Halse, die Tante stand daneben, eine große Schachtel in der Hand, und wischte sich mit der Linken eine Heimführungsthräne vom Auge. Die beiden Kinder hüpften lustig um sie her und riefen auch: »Sei willkommen! Sei willkommen!«

Epiphania legte Hut und Mantel ab, immer heiter, immer seelenvergnügt. Naiv quollen die braunen Löck-

chen unter ihrem Netthäubchen hervor, das sie kokettirend vor einem Wandspiegel aufputzte.

Unterdessen schlich die Schicksalsnorne prüfend durch einige Zimmer, begleitet von den neugierigen Töchterchen.

Roderich schien theilnahmlos. Er schaute durch die Scheiben auf das gegenüberstehende Polizeigebäude. Da winkte es und da blinkte es, so alt und so vertraut. Da reckten sich die schnupfigen Amtsgesichter weit aus dem Fenster und blinzelten und lachten und nickten herüber.

»Dumme, dumme Welt!« murmelte Roderich vor sich hin, wie du da liegst und mich angähnst und bist wie du bist!«

... Zwei weiche Arme umschlangen ihn leise, unbemerkt. Eine warme Wange legte sich an die Seinige, ein kleines Stumpfnäschen guckte ihn an wie eine Novelle. »In diesem Stübchen werden wir glücklich sein, mein süßes Herz! o! wie glücklich!« ...

— Epiphania! —

XXVI.

Werner's Memoiren,
für seinen Sohn geschrieben.

Es ist nöthig, daß wir dem Leser diese wichtigen Papiere nicht länger vorenthalten. Ihr Inhalt ist folgender:

* * *

Mein Sohn, ich schreibe diese Blätter, nicht daß sie Dir ein Vermächtniß theurer Erinnerungen wären, nicht daß Du die Schicksale Deines Vaters darin mit Wehmuth verfolgen könntest, nicht daß ich selbst einen Trost aus dem Gram schöpfte, der Dich beim Lesen dieser traurigen Geständnisse ergreifen wird — ich verlange, daß Du mich verdammest, dann habe ich mit der Welt abgeschlossen, dann ist mir genug geschehn.

Du erschrickst? Wohl, ich lege Dir das Schreck chste auf, was ein Mensch zu tragen fähig ist, und wogegen sich die Natur entsetzenvoll sträubt; und doch wird es Dir leicht dünken, wenn Du diese Blätter wirst zu Ende gelesen haben. — Und sollte der Dämon aus meinem Leben hinüber in das Deine springen .. wenn's geschähe — — meine Gedanken verwirren sich fast, ich weiß kaum, was ich spreche .... wenn die Nacht kommt, bin ich nicht mehr — — —

Du bist noch jung, unerfahren, schwach, vielleicht gut und milde, wie Deine unglückliche Mutter es war ... mein Sohn, es ist der Versucher, der mir in diesem Augenblick die Feder auf's Papier drückt, und ins Ohr zischt, was ich verschweigen soll. — Hüte Dich vor dem Dämon, das ist die höllische Begeist'rung, die mein Leben zermalmte, nur ein einziger Funke hat in meiner Brust umgefressen und sie verkohlt.

Ich muß eine Weile warten, bis dieser Dämon vorüber ist — — — — — — — — — — —

Mein letzter Tag soll einmal diesen Blättern gegeben sein, wozu mich eine finst're Gewalt nöthigt. Ich bin ein Leichnam, der sitzt und schreibt. Höre mich an.

Mehrere Jahre nach dem letzten Fall Polens, den Kosciusko nicht hatte abwenden können, kam ich aus

Kurland, wo ich von meinen Eltern große Güter geerbt hatte, nach Warschau. Immer hatte ich diese Stadt als das Paris des Nordens mit den reizendsten Farben schildern hören. Ich war jung, schön, talentvoll und besaß die seltene Gabe, mich überall unentbehrlich zu machen. Mein einziger Fehler war damals eine unbegrenzte Eigenliebe, welche meine äußeren Vorzüge, meine Reichthümer und vor allen Dingen die Gunst der Frauen unüberwindlich machten.

Deine junge Mutter liebte ich nicht. Ihr Wesen war mir zu sanft, zu weich; überdies hatte ich sie nur auf den Wunsch meines Vaters geheirathet. Ohne mich von ihr völlig loszusagen, verließ ich sie ein Jahr nach unserer Vermählung; das Eheband war für mich eine zu drückende Fessel.

In jenen Zeiten blutete Warschau mehr als je an den Wunden seiner hingeopferten Nation, die man so schrecklich getäuscht hatte. Die Festlichkeiten der Gesellschaft, welche in dieser Stadt so groß und prächtig erscheinen, hatten beinahe das Ansehen von Mälern, die auf einem Schlachtfelde gehalten werden, wo die Lust über den Leichen der Erschlagenen zu einer rasenden opiumtrunk'nen Leidenschaft wird. Diese düstre Farbe des gesellschaftlichen Lebens hatte etwas ungewöhnlich

Aufregendes, Reizendes, Sinnebetäubendes. Mit aller Gewalt einer jähen Natur, die das Zerriss'ne und Abschüssige liebte, nicht für die Ebenen des Lebens gebildet war, stürzte ich mich in die Genüsse Warschaus, dieses Mittelpunktes, in den die ernste Tiefe des Nordens mit der orientalischen Glut wunderbar zusammenschmilzt, und ein Element erzeugt, das sich schwer bezeichnen läßt.

Die Russen und Deutschen konnten ihre Cirkel mit denen der Polen nie vereinigen; jene waren barbarisch und plump, diese stolz und erbittert, und noch in ihrer Vernichtung glänzend.

Ich hatte in dem Palaste Iwan Soltikow's, eines russischen Großen, Zutritt gefunden. Hier versammelte sich ein großer Theil der Deutschen, Soltikow selbst war, wie ich glaube, ein geheimes Werkzeug seines Hofes. — Mit Verachtung sprach man hier von den polnischen Magnaten, und leicht konnte ich bemerken, daß der Neid daran keinen geringen Antheil hatte.

Soltikow war ein Mann von großer Sittenlosigkeit, brutal, jähzornig, maßlos in seinen Leidenschaften, unüberlegt in seinen Handlungen und hatte zu wenig von der Welt gelernt, um nicht der Verräther seines Gemüthes zu werden. Mir ward es leicht, sein Zu-

trauen zu erlangen, obwohl ich gestehn muß, daß ich dies anfangs ebensosehr ablehnte, als ich später mich darin festzusetzen und es zu behaupten, bemüht war. Er drang sich mir auf, bald wurde ich der Liebling seiner Feste nnd ihm, wie seiner Umgebung nothwendig. Olga, sein Weib, war anmuthig und gut.

Um diese Zeit kam der junge polnische Graf Joseph Dossolny nach Warschau. Er war mit seiner Gemalin Anna in Prag gewesen, wo er einige Zeit gelebt hatte, und richtete nun seinen Palast mit einer verschwenderischen Pracht ein, welche ganz Warschau in Erstaunen setzte. Voll Bewunderung sprach man von seinen Festen, mehr noch von der Liebenswürdigkeit seiner Person — es gehörte viel Leichtsinn dazu — und der fast räthselhaften Schönheit seines Weibes. Ich brannte vor Verlangen, mich in dieses Haus eingeführt zu sehn, und die Gedanken an die schöne Gräfin, welche das Lob aller Warschauer so überschwenglich verherrlichte, verfolgten mich zur unerträglichen Pein, ohne daß ich den Gegenstand derselben noch gesehn hatte. —

Eines Tages stand ich mit Soltikow am Fenster seines Palastes und sah auf die winterliche Straße nieder. Ein reiches Schlittengespann trabte vorüber. Ein

Herr und eine Dame saßen darin. Jenen machte seine rothe, eckige Nationalmütze, wie seine blaue Kutka als Polen kenntlich. Das Gesicht der Dame bedeckte Schleier und Federhut.

Ich machte Soltikow aufmerksam. Er warf ein gleichgiltiges Auge auf das Fuhrwerk und trat dann um einen Schritt zurück. Ich bemerkte, daß der Pole vom Schlitten zum Fenster emporsah, und ein Zug höhnender Verachtung um seine Lippen spielte.

Ha! schrie Soltikow roth von Zorn und mit den Zähnen knirschend, das ist der Graf Joseph Dossolny, der Hund!

Also Dossolny war das? fragte ich neugierig, und die Dame neben ihm war wohl die schöne Anna? mir schlug das Herz, ich wußte nicht warum.

Soltikow schien in sich vertieft. — Ja! schön ist sie, teuflisch schön! schrie er, und dann setzte er mit verbiss'nem Grimm hinzu, indem er auf der Scheibe trommelte und lauernde Blicke nach mir hinwarf: »Werner, dieser Graf soll nicht lange stolz thun, der hat's mit mir zu thun. — Sie kennen sein Weib noch nicht? Sie ist die Tochter jenes Grafen Plochy, den wir bei Maciewice niedergehauen haben. Ich verliebte mich leidenschaftlich in diese Polin und bewarb

mich um ihre Hand. Glauben Sie wohl, Werner, daß mich diese stolze Warschauer Grafendirne verächtlich abwies, mich? Aber nicht genug: dieser Dossolny da, dessen Vater Plochy's Waffenbruder gewesen und den wir an Jenes Seite ebenfalls in jener Schlacht zusammenschossen, ward mir vorgezogen. O! das ist noch nicht Alles — dieser Bube erfrechte sich, mir auf dem Schloß Plochy die Thüre nachzuwerfen und drohte mich mit Jagdhunden vom Hofe zu hetzen, wenn ich mich wieder würde blicken lassen. — Aber das soll er büßen, o! das soll er bitter büßen!

Ich wußte, daß Soltikow entsetzlich dumm und feige war — er tobte seine Wuth im Zimmer aus, schellte nach dem Bedienten, schlug ihm das Gesicht blutig, weil er um eine Sekunde zu spät gekommen sei, und ließ, um seinen Zorn abzuleiten, reichliche Knutenhiebe unter seine Leibeigene vertheilen. Das war Soltikows Art, ich hatte mich daran gewöhnt.

Mein ganzes Streben war nun dahin gerichtet, den Palast Dossolny zu gewinnen, was, wie Du denken kannst, nicht gerade leicht war, doch ward ich durch mein eigenes Glück — Glück! ha! — darin unterstützt. Auch Soltikow schien es, mir unbegreiflich, gerne zu sehn, daß ich mit jener Polenfamilie Bekanntschaft

anknüpfte. Dossolny hatte einen jungen deutschen Virtuosen aus Prag mit sich nach Warschau genommen. Er hieß August Haller, oder vielmehr Weinhold, denn den ersten Namen hatte er durch Adoption erhalten, den letzten hatte sein Vater, ein armer Bildhauer aus Schwaben, geführt. — Haller war ein ebenso genialer, als wahrhaft liebenswürdiger Mann. Er besaß die volle Freundschaft Dossolnys und machte seinen täglichen Umgang aus. Die Gräfin war eine leidenschaftliche Verehrerin der Musik.

Ich hörte diesen Mann ein Concert geben, und beschloß ihn für meine Zwecke zum Vermittler zu gebrauchen. Mir als einem Kurländer wurde dies bei der großen Unbefangenheit und Treuherzigkeit Hallers nicht schwer, besonders da ich selbst einige musikalische Talente besaß und auf diese Weise die sichersten Anknüpfungspunkte für seine Freundschaft fand.

Nach wenig Wochen gab sich mir Haller ganz hin. Wir waren Vertraute. Er führte mich in das Haus Dossolny's ein — — —

Mein Sohn, der Tag, an dem ich in dieses Haus eintrat, wurde mir schnell zum Fluch. Das war die Brandfackel, welche der Teufel in mein Leben schleuderte. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr, als ei-

nen verderblichen, keine Kraft mehr, als eine verzehrende, kein Gefühl mehr, als das der Raserei, keinen Gott mehr, als den Satan. — In meinem Jünglingsalter hatte ich viele Fabeln von der Gewalt der Liebe gelesen, welche Menschen in Pflanzen, Vögel und Steine verwandelt. — Alles, was dort erzählt wird, ist ein kindisches Spiel gegen dasjenige, was ich durchlebt habe ... ich wurde stufenweise vom Guten zum Bösen getrieben, und zuletzt erkannte ich mich selbst nicht mehr, denn ich hatte mich verloren ....

Soll ich Dir Anna schildern, mein Sohn? Ich könnte sie nur mit dem Feuerpinsel der Hölle malen, Himmelsfarben sind zu matt für mich — aber doch will sie mit himmlischem Licht gemalt sein! — Dieses schwarze, fallende Haar, dieses glühende, zitternde große Auge — Teufel! welche Raserei; ich mag diese Augen nicht mehr sehn, ich mag sie nicht denken. — Diese hohe Gestalt, dieser Arm, dieser Fuß — — — — — — Wenn sie ihre Lippen öffnete, ihre Sprache! wenn sie die polnischen Lieder zur Laute sang — die Seele zertropfte mir wie heißes Blei. — —

Haller rühmte meine Virtuosität auf der Flöte. Die Gräfin bat mich um einige Modulationen zum

Lied, Jener begleitete auf der Harfe, Anna sang. »Wie meisterlich«, sagte die Gräfin mit bezauberndem Lächeln ihr Auge in mich senkend, »Sie verstehn mit dem Liede mitzuschwingen, das ist herrlich!«

Der Graf Joseph reichte mir mit seinem weltmännischen Anstande die Hand: »Wir hoffen Sie oft zu sehn.«

»Oft! Oft!« wiederholte Anna, und Haller sah mich triumphirend an.

Ich kam täglich und ward immer trunk'ner, immer elender, immer wilder. Ein brennendes Fieber fing an mein Mark zu fressen. Wenn ich mit der Hand an mein Herz schlug, klang es darin wie ein Todtengewölbe. Ich mußte diese Frau gewinnen, und sollte es mein Leben kosten!! — — Ihre hinreißende Freundlichkeit deutete ich zu meinen Gunsten, vor ihrer würdevollen Hoheit bebte ich wieder, und das riß und zerrte mich in schrecklichen Qualen auseinander. — Aber war ich nicht jung und schön, war ich nicht der Triumphator der Frauenwelt, hatte ich nicht selbst Olga Soltikows sprödes für tugendhaft verschrieenes Weib mit nicht gerade großer Mühe überwunden? Dürfte es eine Frau wagen, mir zu widerstehn? ....

— An einem Abende trat Haller in mein Zim-

mer. Er sah sehr elend aus und warf sich in einen Sessel, ohne ein Wort zu sprechen. Verwundert fragte ich ihn, ob ihm ein Unglück wiederfahren sei.

»Ach!« rief er, sich an meine Brust werfend, »welch ein Leben, wer kann das ertragen!«

Nun, ich begreife Sie nicht, sind Sie nicht glücklich?

»Hören Sie mich an, Werner, sagte er, und verachten Sie mich nicht. Ich liebe die Gräfin Anna bis zum Wahnsinn.« —

Das durchzuckte mich. — — »Ich muß fort,« rief er, »noch heute!«

Ei, lieber Freund, sagte ich verstellt, und aus diesem Grunde wollen Sie die Grafin verlassen? Ich dächte, Sie hätten im Gegentheil mehr als je die Verpflichtung, hier zu bleiben. Versuchen Sie doch ihr Glück. —

Haller sah mich groß an. »Halten Sie mich für einen Schurken?« fragte er; »ich sollte zum Verräther an Dossolny werden? Nie! auch nicht einmal in Gedanken. Werner, Anna ist tugendhaft. — Leben Sie wohl, ich gehe nach Deutschland!«

Er reiste wirklich ab. Ich lachte wie ein Teufel lachen würde, und seit jenem Abende liebte ich mit doppelter Gewalt.

— — — — Ein halbes Jahr später kam Haller wieder. Er hatte es nicht aushalten können, fern von Anna zu leben, und suchte ihre Nähe, um sie im Stillen anzubeten. Aber seine Liebe war rein und schuldlos, meine war zur verbrecherischen Raserei geworden. Ich haßte ihn unsäglich, doch durchschauen konnte er mich nicht.

Während seiner Abwesenheit hatte ich meine Bemühungen um Anna's Gunst mit verstärktem Eifer fortgesetzt, ohne einen anderen Erfolg als den einer beinahe freundschaftlichen Vertraulichkeit davonzutragen. Die Gräfin war zu unschuldig, um mich zu errathen, und ich zu schlau, um sie nicht erst durch andere Bande, als die der Liebe an mich zu fesseln; denn ich sah wohl ein, daß ich hier nicht mit den gewöhnlichen Kunstgriffen der großen Welt an mein Ziel gelangen könnte.

Haller seufzte im Stillen, er sprach von seiner Liebe nicht mehr. Ich sah deutlich, wie die Gräfin ihn vorzüglich achtete.

Bemerken muß ich, daß kurz vor Hallers Zurückkunft ein Jugendfreund Joseph Dossolnys aus Napoleons Heer nach Warschau gekommen war. Es war der

Graf Rumier; älter als Dossolny hatte er eine Heldengestalt und die düsterste Melancholie in seinen stolzen Zügen. Nie kannte ich einen Mann von so edlem Charakter, von solcher Tiefe der Seele, von so trauervoll schwerem Ernst. Ich fürchtete ihn. Er war der Einzige, der mich kalt behandelte und oft glaubte ich zu bemerken, daß er mich prüfend betrachtete.

Rumier veränderte Anna's Gemahl von Tage zu Tage. Er war nicht mehr so fröhlich, so ungezwungen, seine Feste wurden seltener, häufig schien er launisch oder einem brütenden Gedanken verfallen. Die meisten Abende schlossen sich die Grafen ein, und in einer Nacht, als ich in dem Toben meiner Leidenschaft den Palast umschlich, gewahrte ich mehrere verhüllte Männergestalten, die durch eine Blende in der Hintermauer eingelassen wurden.

Ich argwöhnte richtig, hier müsse eine politische Demonstration vorbereitet werden — Rumier war aus Frankreich gekommen. Napoleon wies auf den Sturz Rußlands, der in seinen Plänen lag.

Die Länge der Zeit, die stete Nähe der Gräfin, ihr feuriges Temperament, ihre reizende Unschuld, ihre stolze Tugendhaftigkeit hatten meine Liebe jetzt zu einer uner-

trägtlchen Qual gesteigert. Das Blut kochte wie Lawa in meinen Adern, meine Vorstellungen gährten auf und nieder, an Tagen, da ich nicht bei ihr sein durfte, verschloß ich mich in mein Zimmer und lag zermalmt vor ihrem Bildniß, das ich selbst mit aller Ueppigkeit meiner entflammten Phantasie gemalt hatte, und des Nachts irrte ich auf den Straßen, tausend Pläne entwerfend, die ich am Morgen wieder zerstörte. —

Endlich fing ich an, einzusehn, daß ich, so lange der Graf Joseph, den Anna mit Leidenschaft zu lieben schien, mir im Wege stand, keine Hoffnung fassen durfte. Würde ihr der Gegenstand ihrer Liebe genommen, dachte ich, könnte ein so glühendes Herz, wie das ihre, lange leer bleiben? — Begreifst Du diesen Gedanken, mein Sohn? O! er war eine Schlange, die sich fürchterlich um meine Brust wand, und mich zusammenpreßte, daß mir der Schmerz den Entschluß abzwang: man muß sie trennen. — -- Ich schwor dem Grafen fürchterliche Rache, weil Anna sein Weib war.

— — — — — — — — — —

Ich ging zu Soltikow, den ich bisher vernachläßigt hatte, und der meinen Umgang mit seinem Todfeinde dennoch äußerst gerne zu sehen schien; ich entdeckte mich

ihm. Es wurde ihm leicht einzusehn, daß mir der Grad meiner Liebe bereits Fähigkeit zu Allem gab, was meinen Wünschen nah oder entfernt entgegen kommen konnte.

»Teufel!« rief er mit einer schlecht verhehlten Freude, ich hätte das ahnen sollen, daß Sie dieses Weib begehren. — Ha! ha! ha! Muth, Werner — wie gefunden! Er ist Ihr, wie mein Feind. — O! Sie sollen diese Taube in ihren Armen halten, diese Taube, die den Adler zu verhöhnen wagte, so wahr ich Soltikow bin. — Ha! und Er?« Soltikow zischte mir Etwas in's Ohr; er sah aus wie ein Wolf.

Das wollen Sie thun? fragte ich erbleichend. — Ich denke, genug ist's, die Verschwor'nen der Regierung anzuzeigen und sie aufzuheben.

»Nicht! Nicht!« schrie er wild, »dann straft sie nur das Gesetz, aber ich will meine Rache allein haben, und die muß werden, wie ich es will.« . . . .

. . . .

Mit diesem feigen Menschen, der nur darauf gelauert hatte, einen Genossen seiner Rache zu finden, welche er aus eigenen Kräften nie hätte sättigen können, entwarf ich nun in der Fieberhitze meiner Leidenschaft

einen hinterlistigen Mordplan. Anfangs hatte ich keine Absichten auf Josephs Leben. Als ich Soltikow mit den von mir ausgekundschafteten Zusammenkünften der Verschwor'nen, die wie ich wußte eine Revolution vorbereiteten und nach Ermordung der Deutschen und Russen ihren König krönen wollten, bekannt machte, hoffte ich sie dadurch in einen ewigen Kerker, oder, ein Mal in russische Hände gegeben, nach Sibirien verbannt zu sehn. Doch Soltikow entflammte mich zu einer mörderischen Wuth, auch fürchtete ich, Anna könnte ihrem Gemahl in die Gefangenschaft folgen. — — —

Wir hatten eine Freitagsnacht zur Ausführung der That festgesetzt. Der Graf Dossolny pflegte zu dieser Zeit immer auszugehn, wie ich entdeckt hatte, um einer Polenversammlung beizuwohnen, die in einem abgeleg'nen verrufenen Hause gehalten wurde, wo die unzufried'nen Magnaten unter dem Deckmantel der Lust die Restitution ihres Wahlreichs entwarfen. Soltikow hatte Anstalten getroffen, daß die Versammlung in derselben Nacht unfehlbar aufgehoben werde.

Wir lauerten in einem Winkel der Methgasse, den der Graf passiren mußte und der sich an einen hohlen Straßendurchgang anschloß, maskirt und mit Dolchen bewaffnet.

Die Novembernacht war finster. Der Sturm schleuderte uns den Schneeregen in's Gesicht. Wir lauerten ..... »Ich werde von hinten stoßen, zischte Soltikow, Du bist stärker, Du thust's von vorn, tief in die Brust, an der die schöne Anna nie mehr schlafen soll« — — Nie! Nie! murmelte ich, aber höre, Soltikow, vielleicht kommt der Graf mit Rumier gegangen, ein Mord sei genug! — »Er mag leben,« sagte der Wicht.

Endlich kamen Tritte die Straße herab. Wir kauerten uns wie Thiere zum Sprung zusammen. Mir war es, als funkelten Soltikows Augen durch die Maske wie die des Wolfs. — Dossolny kam mit Rumier. Ich hörte ihn sagen: »Brutus, denke daran, wenn ich todt bin; mir liegts gar schwer auf dem Herzen — **Finis Poloniae** für ewig!«

Soltikow stieß mich jetzt an: »Du von vorn!« — Sie waren nahe — ich sah die Schnüre an Dossolny's Rock im Sturme wehn — ich machte mich bereit — ich umklammerte den Griff meines Dolches — noch einen jähen Blick warf ich nach Soltikow ... und ich sah den Elenden, wie er eben gebückt durch den Hohlgang fortschlüpfte. Mein Blut erstarrte. Der feige Schurke wollte mich also zum Werkzeug seiner Rache

gebrauchen, während er sich selbst aus dem Staube machte. — — — —

Die Grafen gingen eben vorüber. Ich hörte Rumier's tiefe Stimme: »Das Große kann nicht sterben, Joseph!« sagte er. — — Jetzt — jetzt; noch ist's nicht zu spät! — —

Ich sprang auf mit erhob'nem Dolch — aber statt auf den Grafen loszufahren, stürzte ich wie vom Wirbelwind gefaßt in gräßlicher Angst durch den Hohlgang, als risse mich der Sturm da hindurch, und athemlos durchlief ich die Straßen — Feigling, elender Feigling! ich machte es Soltikow nach......

Als ich in sein Zimmer stürzte, fand ich ihn schon lachend beim Punschglase sitzen. »Teufel!« rief er, mir entgegen kommend, bist wie der Blitz, trafst ihn gut mein Junge; jetzt ist das Weib Dein« — er lachte.

Ich riß die Maske vom Gesicht, trat sie mit Füßen und faßte ihn bei der Brust: Schurke! rief ich, den Dolch schwingend, Du hast keinen Streich geführt, Du schicktest mich zum Morden, und entliefst, jetzt stirb! — Er trat entsetzt zurück, rang mir jedoch mit einem Seitensprunge den Dolch aus der Hand. Scham und

Abscheu vor mir selbst hatten mich schwach gemacht wie ein Kind.

»Sei kein Narr, Werner,« sagte darauf Soltikow höhnend, »er blieb ja schon todt, als Du ihn trafst, warum sollte ich noch ein Mal stoßen? Ja! hätte er sich gewehrt! Teufel! wie Du gleich aufbraust, liegt denn so viel an einem Polenhund mehr oder weniger?«

Ich sank in einen Stuhl, der Wahnsinn wühlte in meinen Eingeweiden, ich zerstörte den Glauben dieses Menschen nicht. —

»Und Anna, Anna!« sagte Soltikow vor mir stehend, »ach! dieses Weib, ich belauschte sie im Bade; — — — — er schilderte mir ihre Gestalt in den wollüstigsten Ausdrücken.

Höre auf! schrie ich. —

»Werner,« sagte Soltikow mit der schmeichelnden Stimme des Teufels, »mein theurer Freund, Du mußt Dich beruhigen. Trinke mit mir, oder willst Du zu Bette gehen? ... dort schläft mein Weib, sie ist sehr schön, Werner« — — — —

O! lachte ich höhnisch auf, da bin ich lange gewesen. —

»Was sagst Du?« — er taumelte zurück, dann grinste er kaltblütig, sah mich starr an und sagte:

»Wenn es so ist ... gut .... morgen laß ich sie peitschen und dann wird sie Leibeigne, sie ist noch nicht frei.« (Ich wußte nicht, daß Olga eigentlich seine Sklavin und von ihm zur Gemahlin erhoben war.) Er stürzte sein Glas Rum herunter: »O! die Weiber, die machen uns lustig. Nicht wahr, Werner?« — — — — — — — — — — — —

XXVII.

Werner's Memoiren.

Fortsetzung.

Die verschwor'nen Polen wurden in jener Nacht wirklich aufgehoben. Was meine Feigheit nicht vermocht hatte, that das Schicksal. Joseph Dossolny fiel mit mehrern Anderen, die lieber sterben, als im Kerker verschmachten wollten. Nur wenigen gelang es, schnell zu entfliehen. Rumier war unter diesen. Er nahm wieder Dienste in der französisch-polnischen Legion.

Soltikow, den ich getäuscht hatte, ließ sich durch den Tod seines Feindes besänftigen; auch freute er sich, daß er jetzt keine Verpflichtung gegen mich hatte, und ich ihm Feigheit fortan nicht mehr vorwerfen durfte.

Warschau war in Bewegung. — Am folgenden Tage kam Haller zu mir. Dieser Mann litt mehr

Qualen, als ich, der Verräther, der zwischen Gewissensangst und einer erträumten Lust elend hin und her geworfen wurde. Er weinte wie ein Kind, und raste wieder, wenn er an die Verrätherei dachte, die hier im Spiele gewesen sein mußte. Ich stellte mich entrüstet wie er und wetteiferte mit ihm in Klagen und Verwünschungen.

»Was wird diese arme Gräfin nun beginnen?« fragte ich.

— O! sie wird sterben, auch Rumier ist fort. —

»Lieben Sie Anna noch, Haller?« ich sah ihn forschend an.

— Warum fragen Sie das? entgegnete er sehr ernst. Und in dieser Stunde, wo das Blut Josephs kaum von der Erde eingesogen ist? — Ich werde sie schützen. — — Aber wie sehn Sie aus, Werner? Sie zittern, und ihr Auge hat einen unheimlichen Glanz. — Ich weiß nicht ... mich befällt Furcht, wenn ich Sie ansehe. Sind Sie krank? —

Ich mußte wirklich ein schreckliches Aussehen haben, denn ich fühlte mich überaus elend und verworfen. »Können Sie sich heute zufrieden fühlen?« fragte ich schmerzlich lächelnd.

— Wohl wahr, sagte er traurig. —

. . . .

Ich darf es nicht wagen, den entsetzlichen Jammer Anna's, ihre Verzweiflung, ihren heiligen Gram zu beschreiben. Wenn ich daran denke, überfällt mich der Wahnsinn — und ich, der Verräther, konnte mit ihr trauern, konnte sie gleißend trösten . . . und meine Worte erwürgten mich nicht! — — — —

Ich muß das Uebrige, was ich noch zu sagen habe, mit kalter Ruhe niederschreiben, so überlegt, wie ich damals handeln konnte ...... dann komme lustige Mörderwuth zum letzten Mal ...

Die Gräfin verfiel in eine gefährliche Krankheit die einige Monate lang anhielt. Wenn ich mir die Möglichkeit ihres Todes vorstellte, bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Angst. Ich muß sagen, diese Angst war die größte Qual, die ich überstanden habe, und die gräßliche Marter des Gewissens war gegen sie nur ein leiser Fieberfrost. In dieser höllischen Pein kam ich Gott wieder nahe und flehte stündlich in brünstigen Gebeten, wie sie kein Heiliger brünstiger hätte thun können, um Anna's Rettung. —

Sie genas. Mit ihren beiden jungen Kindern, Wladislav und Lodoiska zog sie nach Zwolna,

einem schönen Landschloß, welches Erbgut in der Familie der Dossolny's war. Hier sah ich sie wieder. —

Du fragst, wie ist es möglich, daß der elende, feige Verräther vor diese tieftrauernde Dulderin hintreten konnte, ohne an dem Blick der Unschuld zusammen zu brechen? ... O! mein Sohn, die Natur des Menschen hat eine unterirdische Tiefe, wer da hinabsteigt, findet das Licht nicht wieder. Mein ganzes Sein ging in den Zweck meiner Leidenschaft auf, das übrige Bewußtsein war dumpf geworden, und seltsam genug, fing ich an mir einzubilden, daß ich ein Märtyrer der Liebe sei, daß meine Schuld von einer hohen Hand auferlegt und bereitwillig angenommen, zum Wenigsten die Krone meiner Wünsche verdienen müsse. Ich hielt mich für Einen der Unglücklichen, die mit dem Willen der Vorsehung von der Hand des Satans geprüft, unverdiente Leiden tragen, und, weil dieses, endlich reich entschädigt werden müssen. Zu gleicher Zeit war ich Sophist und Fatalist und ein Jesuit, und von jeher gläubiger Katholik gewesen. Doch richteten sich meine Blicke nicht nach dem Himmel, ich wollte durch die Erde belohnt sein. — —

Als ich nach Zwolna kam, fand ich Haller bei der Gräfin. »O!« rief sie mir entgegenkommend, »ich

wußte wohl, meine Freunde würden mich nie verlassen.« Sie wandte ihr überströmendes Gesicht ab und reichte dem Mörder ihres Glück's die Hand. Die meinige zitterte, ich stammelte einige Worte, meine Gedanken brannten wahnsinnsvoll auf der blendenden Schönheit dieses jungen Weibes — —

Das schwarze Haar auf ihren blassen, vom Kummer getränkten Wangen, der jetzt so träumerisch dunkle Blick ihres Auges, ihre hochathmende Brust, der Nervenreiz der Krankheit, der ihren Körper zu durchschauern schien, die unbeschreibliche Anmuth ihres Grams — — — es war eine fortgesetzte, sinnliche Raserei, mit der ich Annas Schönheit verschlang ... Eine Minute in diesen Armen konnten die ewigen Seligkeiten Gottes nicht aufwiegen! ....

Ich wußte, daß jedes tiefe Weh das Weib für die Liebe ebenso empfänglich, als empfindlich macht. Jetzt oder nie mußte es meiner Leidenschaft gelingen, mit der Flut ihres Leidens, welches aus ihrem Herzen unaufhörlich ausströmte und zurückströmte, in dasselbe vorsichtig und unmerklich einzufließen. Mit Entzücken glaubte ich die Erfolge meiner Bemühungen täglich wachsen zu sehen. Anna weinte vor Rührung, wenn ich Religion wie Poesie zu Hilfe nahm, sie durch süße

Tröstungen einzuschläfern, und lächelte mich unter Thränen mit einer Unschuld an, die ich natürlich mißdeuten mußte.

Haller vermied es, mit mir zusammenzutreffen; ich glaube, er hatte eine instinktmäßige Bangigkeit in meiner Gegenwart, obwohl er ein zu ehrlicher und unerfahr'ner Mann war, um deutliche Vermuthungen zu fassen. Ich gab mich gegen ihn kalt und ruhig, und leidenschaftlos. Er traute mir kein empfindsames Herz zu. Mein Stolz verwarf den Gedanken, die Gräfin könne ihm ihre Neigung schenken, da er ein einfacher Mann des bürgerlichen Talentes war, während ich mit meinen Besitzungen ein ihr ebenbürtiges Geschlecht verband. Auch bemerkte ich, daß sich Anna gegen ihn gleichgiltiger zeigte, und mußte über die Einsilbigkeit Hallers lächeln, der, während ich glänzende Reden verschwendete, kaum ein Wort fallen ließ und in der Regel mit den Kindern spielte.

Es war noch nicht ein Jahr nach Josephs Tode hingegangen. Noch durfte ich's nicht wagen, von meiner Liebe zu sprechen, wenn mich auch die innerlich arbeitende Glut der Leidenschaft zu Erklärungen hinzureißen versuchte. Siedend heiß lagen sie stumm auf meiner Lippe, und ich fühlte sie da langsam verbren-

nen. — Welche Qual der Hölle brachte mir dieser Zwang, den ich meiner Raserei auflegen mußte, um ihr Ziel nicht zu verlieren! — Aeußerlich die ruhige Maske der Freundschaft, innerlich das ewige Toben .... immer ihre bezaubernde Nähe, ihre betäubende Schönheit, ihr freundliches Wort, die elektrische Berührung ihrer Hand .... und diese Verstellung! Nimm alle Foltern der Menschheit zusammen — — — meine Pein war größer, größer, Du begreifst sie nie!

Endlich hielt ich's nicht länger aus, ich drohte zusammen zu brechen. Anna wunderte sich über mein leidendes Aussehn.

Eines Tages saß ich neben ihr im Park, und las ihr jene Stelle des Dante, wo Ugolino sein Leid erzählt. Die Thränen rollten über ihre Wangen, und meine Blicke verloren sich irr in den Ihren. Der Krampf meiner vulkanisch verschlossenen Qual mußte deutlich über mein Gesicht zucken. — »Lesen Sie nicht weiter,« sagte Anna hastig, das Buch über meiner Hand zusammenschlagend — »was ist Ihnen, Werner?«

Ich stürzte vor ihr nieder und hielt krampfhaft ihre Hand in der meinigen: Ach! rief ich, ich bin sehr elend — Sie suchte sich erschreckt los zu machen.

Anna, schrie ich, wenden Sie sich nicht von mir, ich flehe Sie an, hören Sie mich — — —
die Gräfin trat schnell zurück; ihr großes Auge schien in dem Innersten meiner Seele zu lesen. Es war ein Blick, der mich zerspaltete; ich konnte ihn nicht ertragen....

In diesem Augenblick kamen ihre Kinder durch das Gebüsch gelaufen. »Mutter,« rief der Knabe, »wir haben etwas im Fluß gesehn, das sah aus wie Rumiers Säbel, aber Lodoiska sagt, es sei ein Fisch; war's nicht Rumier's Säbel, Mutter?«

»Du sollst nicht an den Fluß gehn, Wladislav,« sagte Anna und beide Kinder liefen in ihre Arme. Dann setzte sie mit einem traurig ernsten Blick auf mich hinzu — ich war schnell aufgestanden — »Bin ich nicht überreich, da ich diese Kinder, das Vermächtniß Josephs habe? O! die sind mir die ganze Welt... Verschonen Sie mich mit Ihrer Erzählung, Baron. Leben Sie wohl, ich werde Sie erst nach vier Wochen auf meinem Schloß wiedersehn; Ihre Freundschaft ist mir immer theuer.«

— Die stolze Hoheit ihres Wesens vernichtete mich, und doch war's wieder eine unsagbare Milde, mit der sie von mir ging und die mich irr und rasend machte

.... Was sagte sie, was deutete sie an? Vier Wochen? — Bedenkzeit... Weiberlist! — Sie liebt mich..... Aber, ihre Kinder — — was sagte sie von ihren Kindern?...... Sind's nicht Dossolny's Kinder, die Kinder ihrer Liebe? — Nein! sie darf mich nicht lieben... ihre Kinder... und doch — — — Ich warf mich in meinen Wagen. — Diese Gedanken! — ich wahnsinniger Thor konnte die Tugend eines Weibes, dieses Weibes nicht begreifen .....

. . . .

Soltikow rieb sich die Hände und grinste. Er dachte nicht daran, daß ich sein Weib verführt. Erst wollte er mich als Werkzeug zu Annas Verderben aufbrauchen, ehe er mich dann vernichtete. Doch nie unterließ er, die fürchterlichste Rache an seinem ehemaligen Weibe vor mir zur Schau zu tragen. — Er klingelte nach Olga. Sie kam im rauhen Gewande der Sklavin. Sie blieb zitternd an der Thüre stehn.

»Bedanke Dich bei dem Herrn da, daß er Dich zur Metze gemacht hat, der Herr da will's!«

— Olga schwieg. —

»Ich befehle es! willst Du wieder Peitschenhiebe haben?«

Olga machte eine Kniebeugung — »Ich bedanke mich, Herr,« stammelte sie elend wie der Tod. —

»Du kannst gehn! Fort!«

Ich war vor Entsetzen starr geblieben, ich stürzte vor Soltikow nieder: Gnade! Erbarmen!

Der Russe blies gelassen den Rauch aus seiner Stambulka auf: »Erst verführen, lachte er, dann Gnade,« und grinste mich auf eine Weise an, welche mir seine versteckte, aber sichere Rache gegen mich enthüllte. Die war mir gleichgiltig, ich hatte keinen Sinn dafür.

— — »Teufel!« lachte Soltikow, »was für köstliche Einfälle Du hast. Beim heiligen Newski, ich wäre nie darauf verfallen. Die Kinder müssen fort, natürlich — man muß dieses Weib vereinzeln, dann ist sie Dein« — Er lachte — »Kleinigkeit! Der Abt des Klosters bei Zwolna ist mein Verwandter: er schafft sie nach einem anderen, entfernten Kloster. Der Gräfin werden die Mönche weiß machen, daß sie ertrunken sind. — Deine Sache, schlau zu sein — Ha! Ha! diese Taube, diese Taube!« — — — — — —

Wahnsinn! Wahnsinn! welchen Namen gibts dafür?

— — Nach vier Wochen kam ich nach Zwolna mit dem neuen teuflischen Plan in der Seele. Wieder

fand ich Haller dort und eine kleine Gesellschaft von Polen, die Anna sonst nicht oft bei sich sah, weil sie kein Geräusch liebte und in dieser Gegend fast Niemand war, der ihres Umganges würdig gewesen wäre. Die meisten polnischen Edelleute ihrer Bekanntschaft waren fern oder im Auslande, Verwandte hatte sie nicht.

Die Gräfin war heiterer als sonst, es war Wladislav's Namenstag, Haller durfte musiciren, und ich gewann durch meine erzwung'ne Gleichgiltigkeit und Unbefangenheit das Zutrauen Anna's. Seitdem reichte eine kurze Zeit hin, die Gräfin in dem Glauben zu bestärken, ich sei durch ihre zarten Maßregeln geheilt. Sie freute sich augenscheinlich, daß sie so klug gehandelt hatte, sich einen Freund zu erhalten, da sie in ihrer Lage den Schutz treuer Freunde nicht entbehren konnte. — Rumier hatte keine Nachricht gegeben. Wahrscheinlich waren seine Briefe, wenn er solche geschrieben hatte, nicht an die Adresse gelangt.

Mein Plan war reif. Dieses Weib, das mich schon so lange verzehrte, mußte endlich mein werden

— — — — — —

Plötzlich verschwanden die Kinder. Wir suchten sie einen ganzen Abend im Park. Nichts fand sich. Haller durchjagte die Gegend. Ich durchstreifte den

Wald, den der Fluß durchströmte, mit Dienern und Fackeln. — Die Nacht kam, der and're Tag kam: keine Spur. Die Gräfin war der Verzweiflung nahe. Und ich? — — Stille doch, die Furien warten schon — — —

Gegen Mittag erschien ein Klosterbruder im Schloß. Er sagte aus: daß er am vergangenen Abende dem Ende des Parks vorübergegangen sei. Wladislav und Lodoiska hätten am Wasser gesessen und Blumen hineingeworfen. Er habe sie gewarnt und zurückführen wollen. Der Knabe sei jedoch in Zorn gerathen und habe ausgerufen: »Da unten liegt Rumiers Säbel und Lodoiska sagt, es sei ein Fisch. Ich weiß wohl, das ist Rumiers Säbel, den er mir schenken wollte, und den ich haben muß — nun werfen wir Blumen hinunter, die wollen aber nicht untergehn.« Der Mönch erzählte weiter, daß er auf dem Grunde des Flusses wirklich einen Säbel bemerkt (er wurde hineingeworfen), der mit der Klinge hervorgesteckt. Er hätte die Kinder nicht bewegen können, diese Stelle am Ufer zu verlassen, und sich gefürchtet, durch ihr Geschrei den Unwillen der Gräfin auf sich zu laden. Er habe sich begnügt, sie zu warnen und sei seines Weges gegangen. Er müsse glauben, daß die Kinder,

getäuscht durch die Klarheit des Wassers, und die Tiefe nicht ermessen könnend, nach dem Säbel, der ziemlich vorne lag, gegriffen und nun von der Gewalt des Stromes fortgerissen worden. — — — — — —

Haller sagte zu mir: »Dieses Ertrinken der Kinder scheint mir nicht möglich, man findet ihre Leichen nicht.«

»Gott verhüte es, daß sie ertrunken,« antwortete ich. Er wußte Nichts von den Verhältnissen, in denen Soltikow zur Gräfin gestanden, die vielleicht zu furchtsam war, davon zu sprechen oder ihren Verdacht, Soltikow habe ihres Gemahls Verrath und Tod angestiftet, laut werden zu lassen.

Nach kurzer Zeit theilte mir der Abt des Klosters (ich hatte ihm zehn Tausend Stück Dukaten eingehändigt) mit, daß Wladislav und Lodoiska in dem Kloster Zwernik an der galizischen Grenze glücklich untergebracht seien, daß zufällig die Leiche eines Knaben im Fluß gefunden sei, der sehr wohl für Wladislav gelten könne, zumal das Wasser die Züge schon zerstört habe. Ueberdies habe man dem jungen Grafen ein Kleidungsstück und eine Kette, die er am Halse zu tragen pflegte, wohl weislich abgenommen, damit dieses

die Identität der Leiche mit dem Sohn der Gräfin außer Zweifel stellen könnte.

Es geschah. Unzweifelhaft war's, die Kinder ertranken. Die Leiche wurde in die Familiengruft gesetzt; ihren Anblick gestatteten wir der Gräfin nicht.

Haller war vollkommen überzeugt und dachte nicht an eine versteckte Hand, die hier im Spiele war.

Anna trennte sich kaum von dem Familiengewölbe. Oft schien es, als hätte sie für Augenblicke Sinne und Gedächtniß verloren.

Meine Liebe war nun schon in Grausamkeit übergegangen. Ich hatte schon angefangen, mich an ihrer Verzweiflung zu weiden. Denn weil sie diese um meinetwillen litt, war sie gleichsam mein Eigenthum, ein Theil meiner eigenen Qual und in Wechselbeziehung zu meiner rasenden Leidenschaft, die ihr Leben bestimmte.

Vielleicht begreifst Du das nicht — ich glaube wohl, es muß schwer begreifbar sein; für mich war es natürlich. —

Während ich mit dieser barbarischen Ueberlegtheit unabläßig mein Ziel verfolgte, wurde ich mein eig'ner Henker. Ich machte mich selbst zu Schanden. Alles Anna raubend, sie wehrlos und haltlos in der Welt

meiner Bosheit Preis gebend, hatte ich mich mit meinen Mitteln mir selbst in den Weg gestellt, mir und ihr neue Qualen bereitet und so die endliche Erfüllung meiner Zwecke, die wie ich wähnte sicher war, weiter und weiter hinausgeschoben . . . . Doch, sagte ich zu mir, warte noch dieses Mal geduldig, bis ihr doppelter Gram stiller geworden ist, dann muß sie Dein Weib werden, und wäre es nur aus Todesangst vor dem ewig sie belauernden Unglück. Ein schwaches, hilfloses Weib, deren Herz von Allem, was ihm theuer war, losgelöst ist, kann nicht allein bestehn . . . . Ha! ich war unermüdlich — — —

Wieder waren Monate hingegangen. Anna war marmorn ruhig, ihr zitterndes großes Auge war zu glänzendem Eis gefroren, kein Roth wagte mehr, über ihre Wangen zu schleichen, kein Lächeln mehr mit ihren Lippen zu spielen. Für mich war sie schöner als je; nur leidend konnte sie ja meiner zehrenden Leidenschaft entsprechen. — — — — — —

Sie saß in einer Bergere, das Haupt in die Hand gelegt. Noch nie sah ich sie so reizend. »Sie sind sehr unglücklich, Sie sind verlassen,« sagte ich — Anna seufzte — Ich trat näher: »Und Sie wollen Ihrem Leiden kein Ende machen?« — Sie hob leise ihr Haupt

auf und sah mich fragend an — »Lieben Sie mich, Anna, ich beschwöre Sie, werden Sie mein Weib!« Ich fiel vor ihr nieder, und ihre Knie fest umschlingend, blickte ich mit glühendem Gesicht zu ihr auf — — O! rief die Gräfin entsetzt mich zurückstoßend — in ihre Augen kehrte das verlöschte Feuer plötzlich ein — Das ist Ihre Freundschaft, das Ihr Edelmuth?! Wie täuschte ich mich . . . Sie sind ein Verräther! Fort! — — »Du bist mein Weib,« schrie ich, »ich lasse Dich nicht mehr, und sollte ich mich dem Teufel verkaufen;« mit schrecklicher Wildheit umfaßte ich Anna — — — — mir vergingen die Sinne — — die Gräfin schrie auf, losgerissen flatterte ihr Haar um ihre Brust, sie entrang sich mir, ich sah einen kurzen, zweischneidigen Dolch in ihrer Hand blitzen: »Elender Feigling, sagte sie, ich bin Anna Plochy, Joseph's Gemahlin — — Sie klingelte, es kamen Diener herbei, bewußtlos floh ich aus dem Zimmer, aus dem Schloß, in meine Wohnung, wo ich vor Aufregung und Wuth mehrere Stunden raste. — — — Ich rannte zu Soltikow . . . .

»Dieses Weib ist hartnäckig,« lachte er. — »Man muß dieses Weib auf's Aeußerste treiben,« schrie ich, »ich werde sie ermorden.« — »Was soll ich ihr noch

nehmen?« fragte Soltikow dumm. — »Mache sie zur Bettlerin, Soltikow.« »Teufel!« lachte der Russe, »wie köstlich sind Deine Einfälle! Beim Alexander Newski, das fiel mir nie ein. Ist sie nicht die Gemahlin des polnischen Grafen Joseph Dossolny, eines Revolutionairs? Bah! Junge, man muß ihre Güter einzuziehn suchen — dann ist das Weib Dein.« — Er verhöhnte mich mit seinem überlauten Gelächter — — — — — — — — —

Am andern Tage stürzte Haller in mein Zimmer, zwei Pistolen in der Hand. — Hier! feiger Schurke, schrie er, mich bei der Brust fassend: entweder Ich oder Du. O! ich ahne, Du, Du hast den Grafen verrathen. Wisse, ich liebe Anna, und sie liebt mich. Du sollst mir stehen, Bube, auf Leben oder Tod!

Am Abend schossen wir uns. Seine Kugel drang in meine Seite. Man trug mich für todt nach Hause. — — Das Schicksal wollte, daß ich nach einem schweren Krankenlager genas. Als ich zum Bewußtsein aufwachte, war meine erste Frage nach Anna. — Die Gräfin war aus Zwolna entflohn, mit ihr auch Haller verschwunden.

Ich ging nach Kurland, elend, verworfen, mit einer ausgebrannten, öden Seele. Ob mich nun die

marternde Reue überkam? Noch nicht — doch dumpf lag es in mir, meine Vergangenheit war ein schrecklicher Traum. Ich sah Deine Mutter wieder, in meiner Abwesenheit warst Du geboren. Ihre Sanftmuth und duldende Liebe brachte mich zur Verzweiflung, ich konnte sie nicht tragen. Die Unruhe trieb mich in die Welt.

— —

Ich nahm Dienste unter Bennigsen. Meinen Namen Werner vertauschte ich mit Manfred. Der russische Feldzug war losgebrochen, ich kämpfte auf diesen Eisschlachtfeldern wie ein Verzweifelnder — wir drangen nach Deutschland. — — —

In einer Schlacht, es war einige Jahre nach jenen Begebenheiten, wollten wir eine Höhe stürmen, auf der französische Artillerie postirt war. Zwei russische Bataillone waren beordert, durch ein waldbedecktes Terrain die Berge zu umgehn. Ich kommandirte das Eine, und erstaunte in dem Obersten des Andern Soltikow zu finden. Bisher hatte ich von diesem Menschen nie Etwas erfahren. — Er schien äußerst froh, mich wieder zu sehn, und indem er auf mich zuritt, sagte er lachend: »nun, Werner, verführen Sie noch gerne Weiber? Sollten wir uns nach der Schlacht

wieder antreffen, dann will ich Sie an Olga erinnern« — Ich nickte. Der Mensch war feige, was meinte er? —

Plötzlich hörten wir Trompeten und Pferdegetrappel. Wir waren eben aus dem Waldterrain marschirt — Von der Flanke her stürzte sich ein polnisches Dragonerregiment auf die Bataillone. An seiner Spitze flog ein riesiger General mit flatterndem Bart, rother Polenmütze, den Säbel hoch in der Faust. — — — Ich erschrack, es war Rumier. Er rannte wie der Sturm auf das erste Bataillon, und ich sah ihn Soltikow erreichen und mit einem fürchterlichen Hiebe dessen Schädel zerspalten ..... Im Gewühl des Kampfes, während sich der Rest der Bataillone in den Wald zu ziehn suchte, war der schreckliche Pole in meine Nähe gekommen, und hatte auch mich erkannt. »Steh!« rief er — »ha! bist Du nicht der Freund Soltikows? Jetzt mußt Du sterben wie er, Ihr habt Dossolny verrathen!« — Er versuchte sich durch einen Haufen Russen, die er zur Seite niederhieb, zu mir Bahn zu brechen, meine Kugel verfehlte ihn, aber sein Pferd stürzte in ein Bajonett. — Ob er fiel, weiß ich nicht. Wir retteten uns in den Wald.

— Warum starb ich nicht von der Hand dieses Polen? Die rächende Gerechtigkeit gönnte mir den

ehrenvollen Tod des Schlachtfeldes nicht, und noch brauchte mich der Dämon . . . .

Wo Haller mit Anna lebte, wußte ich nicht, ich wollte es nicht einmal wissen — — Der Krieg liebt wunderbare Zufälle. Mehr als ein Jahr nach jenem Begegnen mit Rumier, verjagten wir französische Truppen aus einer Stadt Süddeutschlands. Wir schlugen uns in den Straßen. Ich ritt einem brennenden Hause vorüber, aus dem das Angstgeschrei der Nothleidenden schallte. Vom Pferde springend trat ich in das Haus . . . . Die Stimme einer Frau rief: »Werdomar, mein Kind! nimm es doch auf den Arm, o! schnell, mag Alles verbrennen, wenn wir nur entkommen!« — — Diese Stimme? — — — — es war Annas Stimme.

Ich stieß die Thüre auf und stürzte in das Zimmer — durch eine leichte Rauchwolke, die sich dahin eingezogen hatte, trat mir Haller entgegen, einen Säugling auf dem Arm, die Gräfin an seiner Seite —

Anna stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und Haller blieb wie eine Bildsäule stehn. Die Wuth der Rache und der Leidenschaft erfaßte mich bei diesem Anblick plötzlich mit teuflischer Gewalt — — — — — — — Ich riß mein Pistol aus der Brust: »Ich lebe

noch, schöne Gräfin, schrie ich, Ihrem Gemahl bin ich von Warschau her diese Kugel schuldig — Haller, nicht länger sollst Du dieses Glück genießen, dessen Entbehren mich elend machte« — — — — Ehe ich schoß, hatte sich Anna mit einem fürchterlichen Angstschrei vor ihren Gatten und den Knaben gestürzt — der Schuß fiel in demselben Augenblick, und Anna . . . sank nieder — — — — — — — — —

Aus der Decke brachen Flammen . . . ich fand mich in der Nacht am Wachtfeuer liegen, neben mir die Soldaten . . . . ein Brustbild Anna's, das ich ihr wahrscheinlich, während sie sank und Haller sich über sie stürzte, in der Raserei entrissen hatte, war mit der Kette um meine Hand geschlungen — — das war ein Erwachen! . . . .

. . . .

Meine Hand fliegt über das Papier, der Teufel hat Eile — Fort doch, mit Deinem Gezisch, laß mich noch den letzten, vernünftigen Athemzug thun, dann —

Seit Beendigung des Krieges schleppe ich hier drei Jahre ein elendes Leben, in dem Häuschen auf dem Berge über dem Thal Heimbühl. — Wo Haller blieb, weiß ich nicht; wo Anna's Kinder sind, weiß ich nicht. Ich schrieb nach Zwernik an den Klo-

sterguardian, er möge die Unglücklichen frei geben: keine Antwort. — Mein Sohn, sobald Du zwanzig Jahre alt wirst, wird Dir entweder Deine Mutter oder Dein Curator diese Blätter, die ich heute gerichtlich für Dich deponire, übergeben — Keiner als Du soll sie lesen, oder es seien denn diejenigen Personen, welche bei dieser Geschichte schwer betheiligt sind. Ihnen sollst Du diese Blätter zukommen lassen, ich fordere das bei der Strafe des Fluches, denn ich selbst will im Angedenken der Menschen verflucht sein. — — — Suche jene Personen auf, mache an Annas Kindern gut, was ich gefrevelt — an meinem Grabe, wenn mir Eins wird, gehe vorüber — — Sohn! Sohn! wenn Du diese Blätter aufmachst .... das ist der Satan .... er kann in Dein Herz springen .... Hüte Dich wohl .... was dachte ich doch? ... ich glaube .... Ja! das war es —

* * *

Hier schließen Werners Memoiren. Der Leser erinnert sich, daß die Heimbühler den Oberst Manfred nicht weit von seinem Häuschen mit zerschmettertem Gehirn an einem Strauche liegen fanden.

Das Leben des jüngeren Manfred hatte alle jene

schwarzen Fäden aus dem seines Vaters in sich aufgenommen. Man könnte sagen, es sei nur eine leisere Fortsetzung der ersten Tragödie gewesen, deren Rollen von den Eltern auf die Kinder übergegangen waren.

Wenn man bedenkt, daß Werners Sohn, im Besitze jener Memoiren, die er schon in seinem zwanzigsten Jahre erhalten hatte, in Wladislav und Lodoiska jene unglücklichen Kinder Annas wirklich wiedererkannte, — und daran ist um so weniger zu zweifeln, weil Wladislav selbst, Lodoiskas Geliebten mit ihren Schicksalen bekannt gemacht hatte — so sieht man sich fast genöthigt, in jenen unklaren Warnungen des Obersten etwas Tieferes, als bloße Eingebungen des augenblicklichen Wahnsinns zu suchen.

Lodoiska war ein Abbild Anna's. Bei dem Anblick dieser jungen, bezaubernden Polin, überfielen den Sohn die gewaltsamen Schauer aus dem Leben seines Vaters — es war eine Hypostase.

XXVIII.

Aus einer neuen Welt.

Im lieben alten Haus der deutschen Langenweile, wo Alles so hübsch fein eingeschachtelt und eingefügt und eingeschränkt war, wo jedes Ding seinen heiligen Platz hatte, die Laren auf dem Heerd und die Großmutter daneben in ihrem Lehnstuhl schon seit dem Gedächtniß der Väter, und wo jede Stunde wußte, was die uralte Wanduhr pickte und zu schaffen befahl — da in dem lieben, alten Haus war's doch entsetzlich langweilig, geistbedrückend, bleiern, schwül. — Der Mensch mit einem rüstigen Herzen denkt das und springt schnell in ein neues Sein voll drängender Fülle und Geräusch und Handlung. Aber er vergißt, daß das Klima der Seele unveränderlich bleibt und sich nicht amalgamiren kann mit jeder Zone. —

Ist es nicht seltsam, daß der Deutsche, der zu Hause keine Nationalität hat, in der Fremde der nationalste Mensch aller Völker wird? Der Franzose und Engländer kann leicht zum Inder, zum Barbar, zum Armenier, zum Antipoden werden, aber ein Deutscher verwandelt sich nicht. — Im lieben, alten Haus der deutschen Langenweile, freilich, da ist's trübe und öde und einförmig, da ekelt's ihn, aber da ist's doch gemüthlich und bequemlich, da ist er doch auferzogen.

Ob Werdomar in Amerika, sich glücklich, frei und wohl fühlte? und Wladislav? —

Anderthalb Jahre waren vorübergegangen, für Deutschland eine bedeutungsvolle Zeit. Mit dem erwachenden Bewußtsein war das Vertrauen auf eine schönere Zukunft wieder rege geworden. — Niemand ruft den Geist der Geschichte, Niemand bannt ihn, wenn seine Stunde geschlagen steht er da, und schwingt das Panier seines Willens über Erwartende und Ueberraschte, über Emporjauchzende und Verstummende, über den Helden, der den aufgezwung'nen Weiberrock froh abwirft, und den Despotenknecht, der sich scheu verkriecht. —

In dem Staate, aus welchem Werdomar verbannt war, hatte sich Viel verändert. Der Landesfürst war gestorben, sein Nachfolger, freieren Grundsätzen huldi-

gend, bethätigte diese durch eine allgemeine politische Amnestie, die er bei seinem Regierungsantritt erließ.

Während dieser Zeit lebten Werdomar und Wladislav in Amerika, wo sie unweit Baltimore ein Landhaus eingerichtet hatten. Der Polizeidirector, dessen Jahren die Last des Amtes drückend geworden war, und der sich einen ruhigen Genuß seiner Güter wünschte, war mit seiner Familie nach der Residenz gezogen. Zwar hatte er gleich nach seiner Rückkehr aus dem Seehafen den Brüdern die Memoiren übersandt und Werdomar angedeutet, daß er in die Heimat zurückgekehrt in Selma's Besitz glücklich sein dürfe, doch hatte sich die Antwort lange verzögert.

Endlich traf nach mehr als einem Jahre ein Schreiben von Werdomar an Dagobert und dessen Tochter ein. Der Inhalt desselben läßt sich aus dem gleichzeitigen Briefe an Junius errathen.

* * *

Freund, wenn Du meinen Brief erbrichst, wirst Du Viel lesen wollen, Viel über Amerika, diesen großen Völkersaal der Freiheit, deren Parlament alle Nationen der Erde beschicken, Viel über das Treiben und Geber-

den zweier müden Europäer, welche die Springflut vom Nord her an das Gestade der fernen Purpurinseln verschlug.

Als ich im lieben Deutschland gefangen saß, fabelte ich eine Argonautenphantasie bei dem trüben Licht des Kerkers. Ich muß lachen, daß auch Saul unter den Propheten war. Wir modernen Argonauten sind indeß glücklicher, als die Alten. Wir haben weder Drachen, noch Geharnischte todt zu schlagen, und das goldene Vließ verarbeiten die Kürschner von Amerika für den Markt von Europa.

»Amerika!« — bei diesem Namen war's mir einst immer, als umrauschte mich der Phönix mit seinem klingenden Flügelschlage, und rothglühende Fackeldisteln sprangen in meiner Brust auf. Jetzt schreibe ich hier in Amerika am Fenster unserer Villa Flaviola. Goldig sieht der Himmel hinein, drüben flammt weit die hohe Kuppel von Baltimore. Alles ist Licht, Alles ist Glanz. Silbern stürzt die Severn aus dem Tamarindenwald dem Meer zu, rothgolden spielen die Felsen unter den flatternden Fahnen ihrer Rankengewinde. Und ich schreibe, und wie Nebelgestalten kommen mir jene Tage über das Meer gewandelt, aus Deutschland.

Diese Gestalten haben keine strahlenden Häupter, mit denen sie mich annicken, keine Blumenarme, die sie nach mir ausstrecken: Nibelungen sind's alte, ehrliche Nibelungen, wie Du sie malen wolltest, mit Kappen, breitbrustig, mit breiten Händen zum Todtdrücken, alte, ehrliche Nibelungen. Sie wissens wohl, die guten Gesellen, daß mein Herz an ihnen hängt — wahrhaftig, treu bis ins Grab.

Junius, diese Welt hier hat eine große poetische Form, eine für mich neue Form, aber sie ist zu gewaltig, zu heiß, zu verworren für einen Sinn, der im stillen Deutschland erzogen und gebildet ist, im stillen Deutschland, wo die Dichter im Schatten hoher Urvätereichen ihr Saitenspiel rühren im glücklichen Erdvergessen. Sie ist zu unendlich, zu weit ausgedehnt, man verliert sich darin, sie ist zu neu, diese Welt, ihre Farben zu frisch aufgetragen und zu bunt.

Da gehst Du nicht wie in Europa durch eine Gemäldegallerie der Geschichte; hier ist nur Geschehn, ewig Flut, ewig Treiben, ewig Anfang.

Das Buch der Genesis ist verloren in diesen Ländern, die Stationen der Völker in der Wanderung der Jahrtausende sind nicht sichtbar. Du fragst diese große, allgewaltige Urnatur, deren ewiges Pathos so maje-

stätisch ist, wo bleibt denn die Majestät der Geschichte des Geistes, die darauf durch Jahrtausende gewandelt, gebaut, geschaffen, gelebt hat? — vielleicht begegnet Dir in den Riesenwäldern der flüchtige wilde Indianer, den das Schwerdt des Europäers übrig ließ, der mag antworten.

Ich staune die Poesie dieser Natur an, doch sie hat kein Epos, keine Tragödie der Menschheit. In jenen Urregionen lebt nur die Hymne, die keine Geschichte weiß. Schön sind die Länder der alten Welt, gastliche Menschenheimatsländer, überall ruft uns die Natur zu: hier haben Geschlechter gewohnt, hier sind fortlaufende Denkmäler der Völker.

Zu jung ist Amerika, zu neu. Doch begieb Dich auf diesen großen Tummelplatz aller Nationen, aller Thätigkeiten, aller Zwecke, auf den Markt des Handels und der Industrie, in die weite Versöhnungshalle der Religionen, auf das off'ne Forum des Rechts, der freien, unbeschränkten Gesellschaft; dann wünsche Dir, Du könntest Europa vergessen.

Europa vergessen! — Schöne Träume vom Weltbürgerthum, vom Weltenvaterland .... einst hätte ich darauf geschworen. Hier Alles, was ich einst hoffte und wonach ich mich so glühend sehnte, freies Athmen

republikanischer Luft, freies Handeln großherziger Bürger, freier Glaube, und doch füllt's meine Brust nicht aus, doch fühle ich sie leer und kalt: warum, Junius? — Antworte mir aus der Heimat darauf.

Wir Menschen sind auch wie Thiere, die sich nur wohl fühlen in ihrer Region, mit unserer Ubiquität ist's nicht von weit her. Jetzt begreife ich, welch' ein eigenthümlicher, unaussprechlicher Geist dem Polen in dem Wort »Vaterland« liegt, ich begreife, warum dieses eine Wort so elektrisch auf ihn wirkt, und warum die russische Regierung vor diesem Worte mehr Furcht hat als vor einem Heer Gewappneter, so viel Furcht, daß sie es aus der Schulsprache gestrichen.

Da kommt auch Wladislav, ich sehe ihn durch's Fenster. Vielleicht zauberte ihn das Wort »Vaterland« her. Er kommt von der Jagd, hinter ihm trägt sein Mulatte Scipio die Jagdtasche. Junius, Du solltest ihn sehn — ist das der heroische Mann, der trotzige, eiserne Krieger des Nordens? — sein Geist wohl, seine Erinnerung. Er setzt sich neben den drei Fächerpalmen (unser Lieblingssitz für den Abend ist's) er betrachtet die Wucherpflanzen, die üppige Guirlanden um die hohen Stämme ziehn. Sein Jagdgewehr liegt auf seinen Knieen, um ihn lechzen seine Hunde. — Wie

elend er ist, wie ernst, wie verschlossen. Ein Polenlied summt er immerfort, das hat Rumier wahnsinnig gemacht, sagt er. — Junius, mein Herz blutet, wenn ich meinen Bruder sehe, wenn ich an ihn denke. Immer finsterer wird er, immer wortkarger, immer mit sich zerfallner. Glaubtest Du, dieser neue, rollende Weltkreis würde ihn emporheben, glaubtest Du, die seltsame Fügung, welche mich zu seinem Bruder machte und ihn über das teuflische, bis dahin unenthüllte Spiel seiner Vergangenheit aufklärte, würde ihn befriedigen, ihn beruhigen, ihm eine neue volle Lebensader aufspringen lassen? Auf dem Meer war er heiterer als je, das große Element schien ihm zu entsprechen. Hier durchstreifte er anfangs einige Staaten, erfreute sich an den Wundern der Natur, an dem Treiben der Menschen; doch die Anschauung sättigte ihn bald, der Grund seiner Seele ist nicht für bloße Reflexe gebildet. Mitten unter der bunten Geschäftigkeit der unermüdlichen Gesellschaft, fühlt er sich thatlos, matt und müßig, sein Geist versiegt, zehrt sich auf, und das Vaterland ist der ewige Schatten, der ihn umschleicht, aufstört, verzweifeln macht.

Einstmals kam er von der Jagd — sie ist sein einziges Vergnügen, seine einzige Beschäftigung. Müh-

sam schleppte er einen jungen Wolf, den er geschossen hatte, auf seiner Schulter. Ich sah ihn sich unter den Palmen niedersetzen, und das Thier zu seinen Füßen auf seine Weise belächeln. — Was hast Du da? fragte ich zufällig herzukommend. »Ach! sagte er auffahrend, sieh' doch, Werdomar, das ist merkwürdig, ich habe den jungen Wolf mit Rumiers Pistol geschossen, mit dem ich Manfred traf — ah! ich hätte den Alten finden sollen, aber mein Leben war zu jung dazu!« — Soll ich Dir beschreiben, welchen Eindruck die Memoiren Manfreds auf ihn machten? — Als er sie gelesen hatte, sagte er kein Wort, er warf sich auf's Pferd und jagte die ganze Nacht in den Wäldern an der Severn. Besorgt war ich aufgeblieben; ich hörte ihn oftmals schießen und seine Hunde heulen. Das war eine Nacht, Junius — ich las die Memoiren, und mit welchem Gefühl, und hörte draußen meinen Bruder rasen. Seitdem hat er sich bedeutend verändert. Oft wiederholt er sein nächtliches Jagen, ich höre ihn aufstehn, seine Hunde rufen, sich auf's Pferd werfen, und über die Eb'ne reiten. Das ist das Leben meines edlen Wladislav — wie wird das enden? —

Du begreifest Junius, daß ich mich auch unter dem glücklichsten Himmel nicht glücklich fühlen darf, so lange

ich in mir selbst nicht jene heimatliche Ruhe gefunden habe, die allein das ist, was der Mensch Glück zu nennen pflegt, und die ich abgeschlossen, entfernt von dem was Mein war, was ich als das Meine fühle, nie erreichen werde: und neben Wladislav? Wenn ich da Egoist sein könnte, wenn da nicht der Gedanke an mein eigen Loos scheu zurückwiche, ich müßte mir verächtlich erscheinen. Gerne redete ich mir um seinetwillen ein, so tief zu fühlen als er, doch in mir wohnt Etwas, was immer leuchtet und blinkt, auch in der schwärzesten Nacht der Sorgen geht dieser Glühschein nicht aus, und oft wäre mir wohler, wenn ich ihn ganz ersticken könnte, diesen freundlichen Funken; dann denke ich, könnte mein Fühlen sich in das Wladislavs tiefer einleben. — Die Momente an dem Sterbelager meines Vaters werden aus meiner Seele nicht mehr schwinden. —

Studien für eine Zukunft, mein Freund — und von all' dem Seltsamen, was mich betroffen, was mich so unvermuthet herausgerissen aus der satten Leere früherer Tage, gewinne ich wohl das Material für meinen kommenden Lebensbau, an dessen Säule ich hinschreiben mögte: Alles in sich, sich in Allem nie.

Wenn die Leidenschaft ruhiger wird, wie es die

Meinige geworden ist, ich weiß nicht, soll ich dann fürchten oder froh sein. Es ist etwas Großes um die Leidenschaft, sie bewahrt vor der Krämerei, der kleinlich berechnenden, zersplitternden, die jeden Menschen in unzählig viele kleine Menschlein zertheilt: nur in der Leidenschaft ist der Mensch ganz und Einer, und wird so genossen, und genießt selber Alles in Einem — wenn sie nun ruhiger wird, zerfließt und ebnet sie sich mehr; ich weiß es, mein Freund, dann wird sie Gesinnung, und da hast Du die ganze Lebensgeschichte eines Deutschen.

Ungeduldig fragst Du mich, ob ich komme, wann ich komme. Wann? wer weiß das. Einst sagte Wladislav in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufregung, da er sich hier satt und nutzlos fühlte: »nach dem Kaukasus, gegen die Russen!« — Der Arme spottete selbst über diesen Gedanken, denn er fühlt wohl, wie sehr seine Kraft gebrochen ist. Doch erkennst Du daraus, daß mein Bruder hier nicht lange bleiben wird. Ich sprach meinen Wunsch aus, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren, wo auch ich jetzt freudiger leben dürfte — er will Nichts davon hören, der Name Europa hat einen schlimmen Klang für ihn. Und dennoch hoffe ich, ihn dahin zu bewegen, vielleicht früher

als Du es ahnst. So heiter diese Vorstellung auch um mein Herz spielt, so viel Klänge auch dabei wieder wach werden, denen ein fernes Echo antwortet, so düster tritt immer eine schwere Ahnung dazwischen: Wladislav — Was auf den Knieen der Götter sitzt, mag kein freundlicher Knabe sein mit holder Miene: wenn er herabspringt, Junius, ich zittere davor. —

Und Selma? Ich konnte so lange von diesem Namen schweigen, der doch wie ein frisches Epheublatt in meiner Brust liegt? Ich hatte mich gewöhnt, von meiner Liebe zu schweigen, ich that ihr Wohl damit. Du fragst, ob mich Dagobert's so plötzlich umgewandelte Gesinnung gegen mich, überraschte — ich kenne diesen Mann, ich durchschaute ihn lange; selbst sein Gefühl ist nach Zwecken bestimmt, und wo er sich aus dem Geleise der Gewohnheit verliert, wird er blöde. Weiß ich denn nicht, daß seine Handlungen erzwungen sind, daß ihm nur das Wohl seines Kindes diese Gesinnung erpreßte? Ich könnte stolz und kalt sein, könnte mich überreden groß zu handeln durch Verachtung eines Glückes, worauf ich lange verzichtete, wobei ich mich belohnt fühlte, daß ich es that... Ich schrieb an Selma — der Ring meiner Liebe ist ganz geblieben, obwohl sein flammendes Gefunkel nicht lustig

sprüht. Das ewige Feuer der Liebe unterhalten ist schwer, Junius, wenn das Leben seinen Aschenregen darüber streut, und die Hände mehr zu thun haben, als die Feuerbrände der Erotik anzuschüren. — Ich kann nicht lieben mit der glühendeu Inbrunst der Leidenschaft, welche in sich trägt Leben oder Tod, Vergehn oder Unsterblichsein — so liebte ich nie (meine Verhältnisse ließen mich reflectiren), aber wohl mit den vollen, hellklingenden Akkorden nicht der Verzückung, sondern der Innigkeit, nicht der Lust, sondern der Freude. Jene Akkorde dämpften sich wohl und in sie hinein wob sich eine Dissonanz, die vielleicht unauflöslich geworden. —

Wenn die Liebe in ihrer ganzen olympischen Pracht kommt, Blitze schleudernd, statt Funken, in Donnern redend, statt in einfachen Worten, da wird sie gefährlich, da macht sie das Herz zur Kohle — wenn sie kommt in der Hirtenmaske mit Flöten und Klarinetten, Thränen vergießend statt zu lachen, melodische Seufzer aushauchend, statt dreiste Prosa zu reden, da wird sie wässerig, da macht sie das Herz zum Schwamm. — Was steht zwischen Jupiter und dem Schäfer für eine Charaktermaske, die wollen wir wählen. Meines Freun-

des Humor ist eine Schlange, denkst Du, er stirbt doch nicht vor Sonnenuntergang. — Ob Du Recht hast?

Ich wußte wohl, Selmas Herz ist groß, ich weiß auch, daß sie mich verstehn wird, daß sie über der Einfachheit meiner Liebe, ihre Wahrheit nicht vergessen wird. Ist es nicht ein seltsam Ding um unser Beider Zuneigung, die wir so still und stumm groß gezogen haben, so ohne allen Prunk und Schimmer und Stürmen und Exaltation, und die ihre Hände in einander geschlungen hatte, ehe wir's wußten? Treu sein ist leicht, wenn die Magnetnadel der Brust unabänderlich nach ihrem Pol hinzieht. —

Warum kann ich nicht froher sein, da ich von Freuden schreibe, warum kommt immer eine schwere Hand, die meine Gedanken schnell niederdrückt? Glühwürmer sinds nur, hängen an wenig Blumenhalmen, die mir geblieben — das Lied vom König Ankäos will mir nicht aus dem Sinn.« —

* * *

Den übrigen Theil von Werdomars Brief, der Details und Beschreibungen enthielt, übergehen wir. Der Dichter selbst wollte seine Reise skizziren, und that dies, nachdem er nach Deutschland zurückgekehrt war.

XXIX.

Der letzte Abend im Jahr.

Von den drei Freunden war der Maler Junius der Einzige, dem ein wahrhaft glückliches Loos zu Theil geworden. Während sich Werdomar und Wladislav in Amerika befanden, hatte er seine beiden größeren Gemälde vollendet und einen dauernden Künstlerruhm erworben.

Sein Bild Gulnare war ein Meisterwerk. Unübertrefflich in der Auffassung, vollendet in der Darstellung mußte es schnell Eigenthum des Publikums werden und seinen Meister zu einem gefeierten nnd gesuchten Mann des Tages machen.

Junius stand im Begriff, an den benachbarten Hof zu gehn, wo er die Ausmalung einer Gallerie

übernommen hatte; Mutter und Schwester sollten ihn dahin begleiten.

Zum Abschiedsfest hatten sie einen kleinen Cirkel ihrer Freunde um sich versammelt. Es war Silvesterabend, ein halbes Jahr nach der Zeit, als Junius Werdomars Brief empfangen hatte. Mit dem scheidenden Jahre wollten auch die Freunde scheiden.

Unter Junius Genossen befanden sich drei seiner Kunstbrüder, junge Maler wie er, lebenslustige, frohe Gesellschafter, auf deren Stimmung weder der Verlust des Jahres, noch der größere des Freundes so viel Einfluß ausüben konnte, daß er fühlbar wurde. Agnes hatte auch einige Freundinnen um sich. Zu diesen gehörte Selma, seitdem sie mit ihren Eltern in der Residenz wohnte.

Dagoberts Bekanntschaft mit dem Maler hatte beide Mädchen in Berührung gebracht, und Selma wußte wie innig Junius ihrem Geliebten befreundet gewesen, sie mußte also Agnes Freundin werden.

— Die kleine Versammlung saß in einem himmelblau tapezirten Zimmer, von dessen Decke ein kleiner Krystallkronleuchter herabhing. Die Goldrahmen einiger Bilder glitzerten an den Wänden. Vor einem großen Spiegel stand ein weißblühender Myrthenbaum in einem

Porzellangefäß, blaßrothe Seidenvorhänge deckten die Fenster, welche der Wind von draußen mit leichten Schneeflocken überwehte.

Während Junius Mutter in der Gesellschaft ihrer älteren Freundinnen saß, hatten die jungen Leute einen traulichen Kreis geschlossen, und lauschten auf die Rede eines jungen Malers, dem die Aufgabe geworden war, eine Erzählung vorzutragen.

Der junge Mann saß neben Agnes, ihre Hand ruhte in der Seinigen. Unter dem beredten Strömen seiner Worte kreisten seine Augen in der Gesellschaft umher, und blitzten länger zu Agnes herüber. Ein schelmisches Lächeln flog dann über das glückliche Gesicht der Braut, ihre Blicke blieben am Myrthenbaum haften, dessen Bild der Spiegel wiedergab.

Wenn man das Mädchen betrachtete, glaubte man den Morgen zu sehn, der einen langen schönen Tag, verheißt, eine so anmuthige Heiterkeit war über dasselbe ausgegossen, und um so mehr überraschte es, neben diesem lachenden Bilde des Morgens den dunklen Abend zu erblicken.

An der andren Seite der Braut saß Selma. Ihr schönes Gesicht war nicht wie das der Nachbarin lauschend emporgerichtet, es war gebeugt, nachdenklich still

ihre Wange bedeckte nicht das frische schimmernde Roth, welches die Freundin schmückte — wie aus zartem Elfenbein gemeißelt glänzte sie unter dem schwarzen Haar. Verschwunden war das phantastische Lockengeringel; in der schmalen einfachen Flechte glühte eine purpurrothe Rose. Auch ihr tiefes, schattiges Auge sprühte seine Märchen nicht, seine Zauberflammen waren still geworden, tief senkte sich die schwarze Wimper darüber.

Selmas Antlitz hatte den entzückenden Hauch der jugendlich frohen Phantasie verloren, aber in ihren zarten Zügen glänzte eine ungewöhnliche Reinheit, ein vollendet geistiger Ausdruck charaktervoller Ruhe, die griechische Klarheit eines Göttergesichts, dessen wehmüthiger Schmerz menschliche Freude ist.

Vor einem solchen Gesichte bleibt man verwundert stehn; es ist das Entzücken der Trauer, welches der Anblick des wahrhaft Schönen hervorruft, des Schönen bei dem sich die Seele des Himmels erinnert, wo sie einst gelebt und den sie verloren hat, wie die Alten sagen.

Der junge Mann hatte die Erzählung beendet, seine Geliebte sollte fortfahren. Auf vieles Bitten ließ sich die Gesellschaft gefallen, daß Agnes ihre Aufgabe mit einem Liede löste.

Sie setzte sich an's Instrument, und begann, ohne daran zu denken, was Selma fühlen mußte, Eines von Werdomar's Liedern vorzutragen.

In der feierlichen Stille, die bei diesem Liede eingetreten war, wurden die Erinnerungen an den Dichter mächtig rege. Junius, der den veränderten Ausdruck in Selma's Gesicht und ihren innerlichen Kampf wahrnahm, zürnte seiner Schwester, daß ihre Wahl so unbedacht gerade auf diese Arie gefallen war; wenn er den Kummer betrachtete, der Selma so reizend stand, ihren Zügen so etwas trüb Melodisches, und doch wieder eine so wahrhaft weibliche Erhabenheit verlieh, fühlte er sich zur Bewunderung über die dauernde Macht der Liebe in diesem Mädchen hingerissen, und mußte sich gestehn, daß sie nicht verdiente, der Mechanik kalter prosaischer Verhältnisse zu erliegen. — Werdomars Brief schwebte ihm vor. Und wenn er wiederkehrt, dachte er, er kommt mit einem treuen, großdenkenden Herzen, aber die schönsten Blüthen der Empfindung hat ihm der Sturm abgerissen, unter dem Einfluß seines frostigen Schicksals erfror der Dichterfrühling seiner Leidenschaft. —

— Agnes sang.

Das Lied vom Wasserbuhlen.

Am Ufer rauscht die Welle,
Der Mond bescheint das Haus,
Das Mägdlein singt vom Söller
Ein traurig Lied heraus.
Drei grüne Weiden zittern
Viel Schatten auf die Wand,
Im Mondlicht blitzt die Laute
Der Kleinen an der Hand.

»Und hast Du mich vergessen,
»Du Buhle Ungetreu,
»Mein Hoffen und mein Harren,
»Mein Lieben ist vorbei.«

Zog ab von ihrem Finger
Ein Reiflein wunderblank,
»Da nimms Du Wassernixe,
Da nimms Du Fischlein schlank!«
Goldfischlein treiben schnelle
Ihr loses Zauberspiel,
Im Wasser klingen Glocken
Wie's Ringlein 'nunterfiel.

Und aus der Welle hebet
Empor sich eine Hand.
Am weißen Finger blitzet
Des Ringes goldner Rand.
Mit Kichern und mit Lachen
Es sprudelt und es winkt,
Mit Singen und mit Klingen
Tief unten es versinkt.

Vom andren Ufer rudert
Es jetzt voll Emsigkeit —
Ein Kahn mit weißem Segel
Die Woge kühn durchschneid't.
Und eine Harfe golden
Erklingt so froh daraus —
Von fernen blauen Bergen
Treu Buhle kehrt nach Haus. —

»Mir ist's als sollt' mein Liebchen
»Im Söller dort ich sehn,
»Und ihre Aeuglein flimmern,
»Und ihre Locken wehn.
»Ei! Fährmann fahre, fahre,
»Ei! Schiffsmann spute Dich,
»Mir ist's als schwankt die Welle
»Dort unten wunderlich.«

Die Harfe schallt vom Kahne,
Die Laute klingt vom Haus,
Das Meerweib aus der Tiefe
Kommt singend auch heraus.

»Willkommen trauter Buhle!
»Dein Ringlein lös' mir ein —
»Zum Palast von Krystalle
»Soll unsre Brautfahrt sein.
»Glühwürmlein tanzen leise
»Im Saale ab und zu,
»Brautkämmerlein umdunkelt
»So süße Liebesruh.«

Die Wasserlilien kichern,
Die Woge rauscht und klingt,
Treu Buhl mit seinem Nachen
Im Strudel untersinkt.
Ein Schrei ertönt vom Söller,
Dann wird es todtenstumm,
Die grünen Weiden hängen
Am Hause still herum.

Während im Zimmer dieses Lied gesungen wurde, trat ein Mann mit hastigen Schritten von der Straße in das Haus. Im erleuchteten Vorhause warf er den Mantel ab, schüttelte er die Schneeflocken aus seinem braunen Haar. Blaß und verstört sah er aus, sein Auge hatte etwas Unstätes, Flakkerndes. Kaum ließen sich die Züge Werdomars in diesem veränderten Gesicht, dessen Linien tief ausgegraben und markirt waren, wiedererkennen. Der Dichter blieb eine Weile an der Thüre stehn. Das Lied, welches er von Agnes Stimme drinnen singen hörte, schien ihn zu überraschen. »Altes Lied,« murmelte er, »hatt's lange vergessen, wie seine gold'ne Zeit.« — Mit Heftigkeit riß er die Thüre auf und trat ein.

Die Versammlung erhob sich im Kreise, staunend über den Fremden, der so ungestüm eingetreten war. Man betrachtete ihn mit Verwunderung.

Doch in wenig Augenblick stürzte Junius auf seinen Freund zu: »Beim Himmel! schrie er die Hände zusammenschlagend, Werdomar!«

Der Kreis löste sich schnell auf, die Männer umringten die sich unter Freudenthränen umarmenden Freunde. Ein Ruf der Ueberraschung, des Entzückens ging von Munde zu Munde.

— Selma's Herz hatte ein elektrischer Schlag getroffen. Im ersten Augenblick seines Eintretens den Geliebten erkennend, fühlte sie's wie einen Blitz in ihr Inneres schlagen. Ihr Auge wurde dunkel, ihr Haupt fiel auf die Brust, sie sank in die Arme ihrer Nachbarin. Agnes führte sie leise aus dem Zimmer.

Alles dieses war so schnell geschehn, daß Werdomar an der Brust seines Freundes, bestürmt von seinen Umarmungen, seinen Worten, Selma nicht hatte bemerken können — einige dazwischen stehende Personen hatten sie seinem ersten Anblick entzogen.

Junius ließ seinen Freund aus den Armen. Er begrüßte die Mutter des Malers, die Gesellschaft. Mit kurzen Worten erzählte er, daß er in Hamburg gelandet, eben von der Post komme.

»Wie verändert Du bist,« sagte der Maler, Werdomar bei beiden Händen fassend und ihn trunken an-

blickend, »nicht wahr, in der überseeischen Luft wird das Athmen schwer. Nun wirst Du mit vollen Zügen den alten lieben Heimatsnebel schlürfen — doch, warum brachtest Du Wladislav nicht gleich zu mir? ließest Du ihn im Gasthofe zurück?«

»Sein Grab ist schön!« sagte Werdomar langsam mit einem entsetzlich starren Auge, und riß seine Hände aus denen des Malers, und sank, sein Gesicht bedeckend, auf einen Stuhl nieder. Durch die feierliche Stille im Zimmer hörte man seine Brust schwer arbeiten.

— »Wie? er ist todt?« — Junius faßte entsetzt seines Freundes Arm: »todt, sagst Du, Wladislav todt?! Das verhüte Gott« —

Der Dichter überflog die Gesellschaft mit einem verzweifelten Blick, er schüttelte stumm sein Haupt.

»Werdomar!« rief der Maler, und Thränen entstürzten ihm, »o! ich ahne; wie starb Wladislav?«

»Ein ander Mal, Junius, ein ander Mal . . . Das taugt nicht für das Wiedersehn, o! das taugt für diesen Abend nicht« — er ließ wieder seine Augen unruhig über der Gesellschaft hinschweifen. Sie stand in athemloser Spannung umher.

— »Schweres Wiedersehn! Traurige Lose« —

Agnes hatte sich herbeigeschlichen, sie flüsterte ihrem Bruder einige Worte in's Ohr.

Der Maler nahm seinen Freund bei der Hand — »Komme, Werdomar,« sagte er mit gepreßter Brust, »dies trübe Jahr will nicht ohne einen Freudenklang für Dich scheiden.« — Er führte Werdomar, der theilnahmlos nur seinem dumpfen Schmerz hingegeben Junius folgte, durch das Zimmer und noch eines in ein anderes Gemach.

Agnes war mit ihnen gegangen: »Sie muß aufwachen, flüsterte sie zum Bruder, »sie wird seine Nähe fühlen.«

— In diesem Gemach befand sich Selma, angelehnt in einem Ruhesessel sitzend, bewußtlos. Ihr Haupt war etwas zurückgelegt, ihr Auge mit der langen, schwarzen Wimper geschlossen, ihre wenig geöffneten Lippen ließen die Perlenreihen der Zähnchen hervorblitzen, die Purpurrose hatte sich halb aus dem Haar gelöst und hing an der Seite ihrer blassen Wange nieder —

»Deine Geliebte,« sprach der Maler bewegt, indem er Werdomar zu Selma führte, »nimm sie vom Schicksal, die Lilie der Versöhnung.«

— — Der Dichter kniete vor Selma, vor die-

sem regungslosen, herrlichen Bildniß. Er faßte ihre herabhängende Hand, und indem er die Geliebte wie der Genius ihres Traums lange und fest ansah, fühlte er die Brandung seiner Brust sich beruhigen. »Ich bringe Dir meine Liebe wieder,« sagte er langsam, »sie ist trübe aber wahr — Wache auf, Selma« —

Ueber ihre Wangen flog ein Schimmer, unter ihrer Wimper funkelte ein Licht — die Glocke hub die erste Stunde des Jahres aus, und auch das Herz der Jungfrau fing an zu schlagen —

Ein tiefer Seufzer rang sich los, ihr Köpfchen richtete sich auf, und mit einem unaussprechlichen Lächeln die Augen emporschlagend, sprach sie den Namen »Werdomar« aus. »Ich blieb Dir treu,« sagte sie, — »ist es kein Traum?«

— — Mit Entzücken hielt sie der Dichter in seinen Armen: »Dein Schwan war die Liebe, Mädchen, sprach er, »Dein Traum ist nun ausgeträumt!«

Als die Liebenden mit Junius und Agnes in dem Gemach bei einander saßen, fühlten Alle die Unaussprechlichkeit dieser Stunde nicht aus. Sie sahen Einer den Andern still an mit Thränen und mit Lächeln. Werdomar war ruhig, doch in seinen Zügen lag der Schlagschatten einer tiefen Traurigkeit.

Selma bemerkte das wohl. »Du bist traurig, Werdomar,« sagte sie, »nun muß Alles, Alles, was Dich grämt, durch mich verschwinden.«

»Wenn Du's könntest, Selma,« entgegnete der Dichter, »das verschwindet nie.«

Das Mädchen sah ihn ängstlich an, und Junius sagte ergriffen: »Wladislav, o! nein, der vergißt sich nie. Sage uns Alles, Werdomar, sprich's auf ein Mal aus — ich habe keine Ruhe mehr.«

— »Kannst Du Schmerz ertragen zusammen mit Seligkeit, Selma?«

»Viel, viel,« sagte sie, »und auch theilen.«

»Du kanntest Wladislav, Selma? — — es war in Manfreds Park, ja wohl — diese Hände haben meinen Bruder begraben« — —

Das erschreckte Mädchen barg ihre Thränen an der Brust des Geliebten, und bemühte sich zu fassen.

»Wir wohnten bei Baltimore, Junius, das weißt Du. Vergebens wandte ich Alles an, seine Schwermuth zu verscheuchen. In der letzten Zeit schlug ich ihm eine Reise nach den Kanadischen Seen vor, ich glaubte, das würde ihn zerstreuen. Wir reisten drei Tage, dann kehrten wir um, er war müde, immer mehr fiel er in eine unheilbare Apathie. Thaten,

Junius, das war's, die fehlten ihm, für's Thun war er geboren. Ich war zu dürftig, meine Natur zu klein für ihn, ich weiß, sie konnte ihm nicht genügen. An einem Morgen war er frühe auf die Jagd geritten. Ich lag noch im Schlaf. Scipio sagte mir hernach, bevor er ausritt, sei er an mein Bette getreten, und lange daran gesessen, und Thränen hatten ihm in den Augen gestanden. Ach! Wladislav — —

Nach zwei Stunden stürzte Scipio in mein Zimmer: »der Graf...... Palmen... Pferd« — Ich hörte nicht, was er stammelte, ich raunte hinaus, nach den drei Palmen hin — — o! mein Gott, Wladislav — — ich fand ihn an einer Palme liegend, weiß und kalt, Rumiers Pistol in der Hand — er war todt — die Hunde lagen zu seinen Füßen, das Pferd gesattelt an seiner Seite.«

— Wie? ein so plötzlicher Tod? Hat er —

»Lies das!« Mit bebender Hand legte Werdomar ein Blatt vor Junius hin. Auf dem Blatt stand geschrieben:

Vergieb, Werdomar, mein edler Bruder, letztes Kleinod meines Lebens, von dem ich mich unter schweren Kämpfen losreiße, vergieb, daß ich nicht leben kann für Dich. — Hab' Dich geliebt,

Werdomar, erst mein Vaterland und Lodoiska und Rumier, dann Du. — Als ich aus dem Vaterland zurückkam, suchte ich Rumiers Grab wieder auf — ein großer Mensch war's, Werdomar — ich saß die ganze Nacht auf dem Sandhaufen, das Leben ward mir schwarz, ich beschloß zu sterben, aber ich dacht' an Dich, Werdomar — Du wurdest mein Bruder, — hast mir's nicht angemerkt, aber der da oben hat's gesehn, mein Herz hüpfte wieder wie eines Kindes seins ... Will's Dir sagen, Werdomar, ich dachte: leben wirst Du, wirst alles vergessen, wirst glücklich sein in einer fremden Welt ... Waren nur Grillen, das ... Kann man ein Schurke sein, das Vaterland zu vergessen und seine Eltern und Lodoiska, und kann man ein Schurke sein, Rumier zu vergessen? — Und hätten sie mich in Stücke gehauen, jedes Stück wär mit All' dem gestorben. — Und Du hast eine Geliebte daheim ... weiß nicht, wie das ist, Werdomar, aber 's muß Einem das Herz fortreißen, das weiß ich wohl — Soll ich Dich an mich binden, lieber Bruder, an einen vergrämten, elenden Mann, soll ich Dir Dein schönes Leben auf-

fressen mit meinem Gram? — Da sei Gott davor, Werdomar ... Nach Europa? — Will's nicht sehn, nie mehr, nie — — Zieh in Frieden, mein Liebstes auf der Welt, ich weiß doch, Du vergißt mich nicht mehr ... Vergieb, vergieb, aber ich kann nicht anders — ich nehme Gift, hab's ja schon so lange bei mir getragen. — Hab' ich Lodoiska und Rumier verschaufelt, wirst Du mich verschaufeln, mein Bruder ... Gott Lob, daß es kein Fremder thut, der den Sand auf mich schmeißt und lacht: lieg', Pole, lieg' — Vergiß nicht das Handvoll polnischer Erde, das ich noch hab', auf meine Augen zu legen, und Rumiers Pistolen, will sie in der Hand behalten — Fahrwohl! fahrwohl!

Wladislav.

Der Maler warf das Blatt hin und sprang weinend auf.

»Hast Du gehört, Selma? Das war Wladislav, Kind, ich sein Bruder.«

XXX.

Aus Werdomar's Tagebuch.

Montag d. 22. April . . . Eine stille Hochzeit war's, mit bleichen Bändern . . . »O! das wird Dir wohl thun,« sagte sie kosend, »ganz einsam wollen wir leben — jetzt liegt im Winkel, ihr Beiden, Lanze und Schild, unter Myrthen« — Sie setzte sich auf meine Kniee . . . »Mit welcher Liebe liebst Du mich nun, da ich Dein Weib bin?« fragte sie . . . Eine Tragödie will ich schreiben, da wird's d'rin zu lesen sein, Selma — »Ach! eine Tragödie! Schreib keine Tragödie, die ist ja zu traurig« . . . Soll ich eine Komödie schreiben, Selma? — »Eine Komödie, die ist zu lustig,« sagte sie und legte ihren Finger auf meinen Mund: »ich wußte viel schöne Märchen, die hab' ich alle vergessen.« — Ich wußte viel schöne Lieder,

Selma, die hab' ich alle verlernt. — »Da fangen wir von vorne an,« lachte sie und küßte mich. — Nicht doch, Kind, das paßt sich nicht mehr, wir sind Eheleute und haben viel zu thun, heute wird der Schreiner kommen, Kind, und morgen der Maurer, und die Essenkehrer haben auch schon angefragt, Du mußt nicht so viel Ruß machen, Selma — Sie klopfte mir mit ihrem Fingerchen aufs Herz: »da d'rin ist der Ruß,« sagte sie lächelnd und ihre Augen gingen ihr über. —

Mitwoch den 8. Mai. Habe da meinen deutschen Prometheus wieder aufgenommen: deutscher Prometheus, das klingt recht seltsam, so wie wässriges Feuer ungefähr. Sie sagen, weil ich das Blatt umgetauft und es Deukalion genannt habe, das komme davon her, daß es der Sohn des Alten sei. Wie dumm! an die Knochen denken sie nicht. — Und wollen wir deutschen Dichter Menschen bilden, sie sind d'ran gewöhnt, daß wir dieselben wie Töpfer aus nassem Lehm formen, mit uns'ren Thränen angefeuchtet — — das rührt sehr, o! das rührt sehr, das Publikum ist so weich.... Da setzt sich Einer hin und macht ein Buch, und wirft's ins Publikum hinunter: wenn Du nur wüßtest, o! Publikum, wie ich da im Stillen

geweint habe dabei, als ich's schrieb. O! wie das rührt! Dummes Zeug! . . . trockne Knochen, dürre Gebeine —

Sonntag den 26. Mai. Selma hat mir einen Pfingstbaum ins Zimmer gestellt, und meine Bibliothek ist überschattet von Maien. »Heut' mußt Du viel Schönes schreiben,« sagte sie, »von jungen, grünen Blättern mußt Du schreiben, von der Laube auf der Wassertulpeninsel und den Beiden, die d'runter saßen — denkst Du noch an das Inselchen?« — Nimm nur die Maien wieder, Selma, junges Laub duftet zu stark, und wenn's welk wird, um so schlimmer . . . . »Erzähle mir von den Flitterwochen, wie lange ist das her, Werdomar?« — Wie lange ist der Schmetterlingsstaub von Deinem Herzen geweht, Selma? — Sie pflückte die grünen Blätter ab und bewarf mich damit: »das hab' ich von Dir gelernt, mein Guter, aber sie wachsen doch immer frisch, neue Lieder für Dich, Werdomar.« — Wie reich dieses Herz ist, ewige Jugend, ewiger Klang. Unter ihren Händen geben auch verstimmte Saiten Harmonie. Wird's Dir gelingen, Selma, aus der Prosa wieder Poesie zu gestalten? —

Montag d. 3. Juni. Meine Frau sehnte sich

nach dem blauen Himmel des Südens und seinen Goldwolken ... Eine Reise ... ein Sommernachtstraum ... Wir waren beim Polizeirath Roderich, er censirt Bücher, seine Weiber ihn. Welch' ein Wicht, Etwas würdevoll Gesetztes in seinem Benehmen, so etwas Stabiles, er bekommt Grundsätze ... so sind die Menschen. — Ewald schmachtet um Epiphania, wie einst um Margarethen, es ist seine Natur sich in Roderichs Weiber zu verlieben. — »Ich bin ein Narr gewesen,« sagte der Polizeirath zu mir, ich nickte bejahend dreimal für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — »wenn ich wenige Jahre zurück denke, lieber Gott, an welchem Abgrund der Gesinnungen stand ich da — Freiheit? Gott, Gott, welche Thorheit, wohin würde die Welt mit der Freiheit kommen? Nichts, als Schwindelei, Lieber .... o! wenn man sich in das Polizeifach so tief und innig« — innig, sagte er, und Gott, Gott — »hineinlebt, wie ich, da lernt man die wahren Bedürfnisse des Volks von den Falschen, die heilsame Zucht von der Frivolen so recht unterscheiden.« — Ich merkte wohl, daß er Aussicht hatte, bald Polizeidirektor zu werden. Wie hochherzig er denkt! Triumphirend zeigte er mir ein Manuscript, eine für die Monatsschrift bestimmte Abhandlung »Fortschritt oder Rückschritt?«

ein Krebs war's, über und über roth, ich schämte mich davor. Roderich, Du willst die Freiheit erröthen machen? —

... Wir gingen am See — »dort liegt das Inselchen,« sagte Selma mit flammenden Wangen, wollen wir hinüber fahren in der Gondel?« — dort liegt das Kloster, Selma, da funkelt sein Kreuz, das ist das Kreuz der Ehrenlegion, das aus Rumiers Grabe gewachsen — dort! dort! dunkelt's hinter dem Wasser das ist der Wald mit dem Steinmal unter den Eichen ... mein Wladislav! —

Sonnabend, den 24. Juli. Welch' ein Tag war gestern, Einer, den man nicht vergessen kann sein Lebelang. Kann man ein Schurke sein, Wladislav zu vergessen und Lodoiska? — Heilig, Eure Schatten, Ihr herrlichen Menschen. — Unglücklich, aber groß — mein Vater sagte das, damals — mein Vater. — Sind es Sagen, die mir die Lüfte herüber wehn, sind's nur Träume, die ich gelebt? — Unglücklich aber groß — sehr wahr, wer nur groß sein könnte — Knochen, Deukalion, dürre Gebeine. —

Wir reisten am Genfersee. Ein warmer, schöner

Tag — der Himmel badete im ruhigen Wellenspiegel, rosig und blau ... Siehst Du die kleine Villa dort, Kind, die glitzernden Fenster, die Säulchen, die Pappeln, die Olivenbäume am Hügel? Wie bekannt mir das Alles scheint, und wie traurig. — Wir stiegen Hand in Hand den Berg hinauf, wir setzten uns auf den Rasen nieder: Waldgesang, schreiende Adler, das Rollen der Felsenbäche, das Summen der Bienen, das Flimmern der Luft am Wasser, Rousseaus Geist in der Natur. — »Dort schimmert ein weißer Stein, wo die Oliven stehn.« .... Wir gingen hin. — Es war ein kleiner, viereckiger Marmorstein, wilde Blüthen hingen darüber ... ich nahm das überwuchernde Gras auseinander: Lodoiska stand geschrieben. — Sie wohnten hier, o! das wußte ich ja. Selma, jenseits der Meere liegt ein anderer Stein unter Palmen, Wladislav steht darüber, sehr weit von einander, viel zu weit ... Selma wand einen Kranz wilder Bergblumen: »das wollen wir darauf legen,« sagte sie, »für Beide.« — Kann man ein Schurke sein, Wladislav zu vergessen und Lodoiska? ... Sie strich mir mit ihrer kleinen Hand über die Stirne und sagte traurig: »Heiß, sehr heiß, mein Guter ... denkst Du noch an die Morgensonne, die wir von jenem Bergwalde her-

aufleuchten sahn?« — Sie sah mich aus ihren blauen Augen so seltsam an. — Ich verstehe, Selma. Wo das Herz groß bleiben darf, hat das Leben noch immer Werth. — Wir deckten das Gras über Stein und Kranz wieder zu. Ich sah Selmas Augen glänzen. — Komm, meine Geliebte, ich glaube an die Menschheit und ihren Genius.

Gedruckt bei C. J. Dalkowski.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gregorovius, Ferdinand,

Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik

Bd.: 2

Königsberg 1845

P.o.germ. 519 oy-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109631-9